

Signale

Neue-Zeitung-Beilage
für Literatur und Kunst

19. Jahrgang Nr. 1
13. Dezember 2002

Warten

Das Warten war ein Thema des VUdAK-Werkstattgesprächs vom 26. – 29. September in Wieselburg–Ungarisch-Altenburg. Einige der dabei entstandenen Texte können Sie in dieser Ausgabe nachlesen. Seit 25 Jahren geben die Werkstattgespräche – die jährlichen Zusammenkünfte der ungarndeutschen Autoren und ihrer Helfer – den Teilnehmern Impulse für ihr weiteres literarisches Schaffen. Seit zehn Jahren – seit dem Zusammenschluß von Autoren und bildenden Künstlern im Verband Ungarndeutscher Autoren und Künstler – beteiligen sich an diesen befruchtenden Gesprächen auch die bildenden Künstler – einige von ihnen früher Mitglieder in der 1982 im Verband der Ungarndeutschen eingerichteten Künstlersektion.

Ihren Niederschlag fanden diese Werkstattgespräche auch in vielen der 50 Bücher (11 Anthologien, 5 Sachbücher und 34 Einzelbände), die seit der Gründung der Literatursektion des Verbandes der Ungarndeutschen vor 30 Jahren erschienen sind.

Im Zeichen dieser Jubiläen stand das VUdAK-Jahr 2002: eine erfolgreiche Gemeinschaftsausstellung von 17 ungarndeutschen Künstlern im April im Haus der

(Fortsetzung auf Seite 16)

Wagnis und Wandel

Drei Jahrzehnte sind keine lange Zeit für eine Literaturentwicklung. Wenn dennoch auf sie verwiesen wird, so deshalb, weil dieser Vorgang bemerkenswert, ja in der Nachkriegsgeschichte ungewöhnlich ist.

Das dreißigste Jahr der in Ungarn beheimateten deutschsprachigen Autoren ist würdiger Anlaß, auf das von ihnen Geleitete themabegrenzt etwas näher einzugehen – auch gegen zurückhaltende oder herabsetzende Meinungen. Ihre existentielle Besonderheit wird in einem bisher kaum beachteten europäischen Problem offensichtlich: die in der Nachkriegszeit nachweislich beschwerliche sprachliche Wiedergeburt am äußeren Rande abgespaltener Deutschsprachigkeit. Dieser mühevollen Weg aus dem Sprachdunkel ins Sprachhelle war und ist verständlicherweise von unterschiedlichsten Lebensgefühlen getragen und begleitet. Daß er mit all den damit verbundenen Ereignissen zum Schlüsselerlebnis literarischer Gestaltung wurde, das fortwirkend das Autoren-Dasein begleitend bestimmte, wundert nicht. Manche Stimme zweifelte überhaupt am Sinn regionaler Literatur, andere wieder am ästhetischen Gestaltungsvermögen ihrer Autoren. Bedenken dieser Art konnten jedoch ihren Leistungswillen weder schwächen noch gänzlich in Frage stellen, zumal sie marktschreierisch Neues

wie überholt Altes für sich nicht als erstrebenswertes Vorbild ansahen. Regionale Verankerung ist nicht zwangsläufig mit geistiger Enge gleichzusetzen, vor allem dann nicht, wenn Texte, das rein Politisch-Agitatorische hinter sich lassend, modernere und fortschrittlichere Gedankenbahnen finden, wie noch zu zeigen ist.

Während im zentralen deutschsprachigen Raum die Fülle an Büchern seit Jahrzehnten bis ins Unüberschaubare stetig wuchs, mußte sich die ungarndeutsche – wie andere kleinere Literaturen in ähnlicher Lage – unter nationalistisch-fremdsprachigen Bedingungen zu behaupten versuchen. Auf die Vertreibung folgte die Verdrängung der Verbliebenen in die Sprachlosigkeit. Andauernde Assimilation in ihren unmittelbaren wie verdeckten „Spielarten“ ist für die verbliebenen Teile dieser gedemütigten Volksgruppe noch Jahrzehnte spürbar. Sosehr die im Lande Geduldeten sich um das gesellschaftliche Miteinander auch mühen, so einseitig bleibt ihr Bestreben, muttersprachlich tatsächlich und mit allen Konsequenzen anerkannt zu werden. Daß selbst unter diesem unverhohlenen Druck nicht jeder auf seine Muttersprache verzichtete, sich nicht widerstandslos der Mehrheitssprache unterwarf und das

(Fortsetzung auf Seite 2)

Aus dem Inhalt

Gedichte von Josef Michaelis
Seite 2

Franz Zeltner – ein Naturtalent
aus den tiefen Wurzeln seines
Daseins
Seite 3-4

Gedichte von Koloman Brenner
Seite 5

Engelbert Rittinger:
Verschiedene Verhältnisse
Seite 6-8

Stefan Raile: Im Staub der Jahre
Seite 10-11

Gedichte von Robert Becker
Seite 12

Jetzt möchte ich doch hoffen
Seite 13

Ein leuchtendes Beispiel
zeitgenössischer Kunst
Seite 12

Tibor M. Nádler (1943 - 2002)
Bildzeichen
Seite 15



Georg Wittmann, Ingeborg Hecker, Engelbert Rittinger, János Szabó, Johann Herold, Béla Szende, Josef Mikonya, Nelu Bradean-Ebinger, Josef Kanter, Oskar Metzler (DDR-Lektor in Fünfkirchen), Claus Klotz und Susanna Hajdú (Fünfkirchner Deutsche Basisbibliothek) im ersten Literarischen Lager in der Siklóser Burg 1977
Foto: NZ-Archiv



Teilnehmer des VUdAK-Werkstattgesprächs 2002 in Wieselburg – Ungarisch-Altenburg

Foto: László Bajtai

(Fortsetzung von Seite 1)

erzwungene Schweigen durchbrach, setzte den Mut voraus, dem verbrieften minderheitlichen Recht sprachlicher Selbständigkeit zum Durchbruch zu verhelfen und in diesem Sinne zu handeln.

So brach sich im sprachlichen Wiederaufflackern Aufgestautes schreibend Bahn, ohne zunächst den hohen Anspruch, Literatur anzustreben. Festgehalten sollte das bisher Unausgesprochene werden, die Sprachlosigkeit der Sprachtätigkeit weichen.

Nicht zu widersprechen ist der Tatsache, daß sich mit dem Aufruf „Greift zur Feder!“ (1973) Unvorhersehbares entfaltet, wie beides, Autoren- und Textentwicklung, im Rückblick nachdrücklich bezeugen. In der Hinwendung zu Selbstgewähltem offenbaren sich unterschiedlichste Gefühle, die in ihrer Erlebnis- und Stoffabhängigkeit den Leser sprachlich mittel- oder unmittelbar erreichen. Als unausweichliches Muß überwog das Erlebte im Vergangenen und Gegenwärtigen, eingebettet darin die Ich-Betroffenheit, als Selbstbefreiung von Erduldetem mit der Deutlichkeit, das Eigene des Deutschtums in Ungarn nicht in Abrede zu stellen oder gar ins Vergessen fallen zu lassen, nicht die tiefen Wurzeln der Herkunft und der Muttersprache, nicht die feste Bindung an die Heimat Ungarn. Beides war und bleibt traditionsverpflichtend, nicht aber maßgeblich für oder gegen die eine oder andere Sprache. Ungebrochen jedoch damals wie später der Wille, Sprachruinenhaftes zu beleben, um so auffällige Verluste an Sprachlichem wettzumachen, Muttersprachliches wieder anzureichern und Vertrauen trotz starker anderssprachiger Umgebungseinflüsse erneut aufzubauen. Das war und blieb schwierig, doch auch Nährboden für alles weitere, wie schon die gefühlbekennenden Texte der ersten Anthologie „Tiefe Wurzeln“ (1974) bezeugen. Bereits damals kristallisierte sich das hauptsächliche Anliegen der Schreibenden in der Stoffeinheit „Sprache und Heimat“ heraus. Dieser Rohstoff wurde – gegen manche Zweifel an ihrem Erfassen und ästhetischen Gestaltenkönnen – zum Leitbild für die sich abzeichnende Tatkraft, der eigenen Minderheit Weg und Ziel vorzugeben und vorzuleben. Werden Engelbert Rittinger „Ich nahm die Feder...“, Ludwig Fischer „Ungarn, unser Heimatland“ und Valeria Koch „Ein breiter Fluß“ im Verlauf des dreißigjährigen Werdegangs dieser Gruppierung immer wieder genannt, so deshalb, weil sie mit anderen den Grund für dieses Leitbild legten, ohne seine mögliche Vielheit gedanklich ausloten zu können oder einengen zu wollen. In der genau auf ihre Gefühlslage deutenden Problemhaltigkeit („...Ach mühsam bring ich Worte her...“/

„Ein breiter Fluß ist unser Schweigen...“/ „...Unsere Kinder gehen zum Deutschunterricht, sie lernen die Sprache der Ahnen...“) dürfen jene ersten Texte bis in unsere Zeit sogar als wegweisend eingestuft werden, wenn an neuere mit ihren gedanklichen Bindungen (sogar in ihrer Gegensätzlichkeit) bei V. Koch, J. Michaelis oder R. Becker gedacht wird. Ausweitung sowie Art und Weise ihrer Vertiefung ließen sich jedoch kaum erahnen, denn die von äußeren und inneren Bedingungen abhängige Entfaltung der Schreibenden ist nicht voraussehbar (wie etwa Unsicherheit bei der Wortverwendung in hohe Sprachsicherheit zu verwandeln, Geschriebenes stets selbstkritisch zu prüfen und zu verändern, Weiterbildung als unumgänglich anzunehmen, sein Können nicht unter den Scheffel zu stellen, das Interesse an der Tätigkeit, schreibend zu gestalten, nicht erlahmen oder die Wahl der Themen nicht dem Zufall zu überlassen).

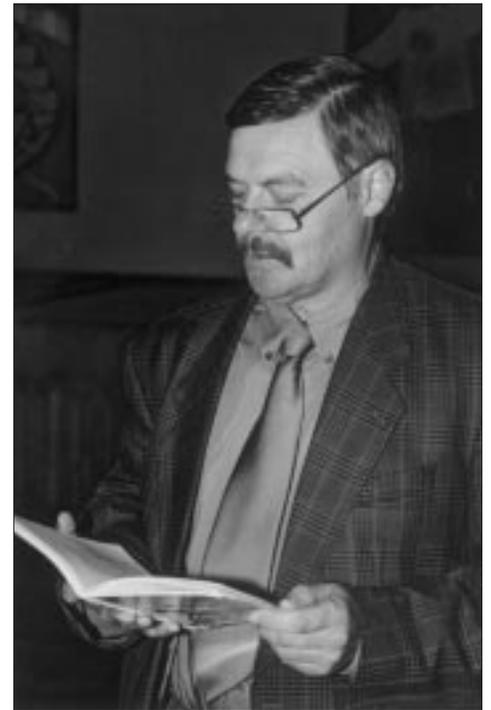
Rückschauend auf die drei Jahrzehnte kann festgehalten werden: Nur wenige blieben hinter diesen und ähnlichen Anforderungen zurück, die Mehrheit stellte sich dem inneren Auftrag und beschränkt gemeinschaftlich in jährlichen Werkstatt-Tagen (seit 1977) den mühsamen Weg, auf dem sich alsbald weitere gute Ergebnisse im Lyrik- wie im Prosagut einstellten.

Der ersten Anthologie folgte nach drei Jahren „Die Holzpuppe“, die ausschließlich Prosatexte zum Inhalt hatte. Diese Erzählungen lenkten – wie davor und danach – das Augenmerk auf Gedanken und Gefühle ungarndeutschen Seins, seiner geschichtlichen Beschwerden und Beständigkeiten. Ihr Hintergrund erst führt zu den handlungsauslösenden und vorwärtsweisenden Gefühlselementen und macht sie verständlicher und begreifbarer. Das Nachwort Béla Szendes griff darauf zurück und verwies auf ihre „ideelle Substanz“. Sie war und blieb zusammen mit dem Sprachgestalterischen weiterhin stets Herausforderung. Frühere wie neu erarbeitete Texte finden sich in den Sammlungen „Das schönste Erbe“ (1978), „Bekenntnisse – Erkenntnisse“ (1979), „Igele Bigele“ (1980), „Jahresringe“ (1984), „Das Zweiglein“ (1989), „Die Sproch wiedergefune“ (1989) und „Bekenntnisse eines Birkenbaumes“ (1990). Wertend bemerkt wurde über jene Jahre erfolgreichen Schreibens der Autorengruppe: „Die moderne ungarndeutsche Literatur hat einen Reifegrad erreicht, der es ihr erlaubt, sich im moralischen wie ästhetischen Sinn als vollgültig zu betrachten...“ „... Diese Sammlung ist das Spiegelbild schöpferischer Leistungen einer Reihe von Autoren jeder Generation, wobei der Zuwachs lyrischer Äußerungen der jüngeren Generation besonders augenfällig ist...“ Bereits 1982 orientierte der

Tendenz

Schon seit langer Zeit
die Erde –
den Boden
das Wasser
die Luft
Pflanzen
und Tiere
Neuerdings
Urwälder
das Wetter
die Atmosphäre
Ozeane
Pole
die Meerestiefe
Gipfel der Berge
Wir vergiften
den Weltraum
die Planeten
das Sonnensystem
Lebloses
und Lebendes
alles
bis zum letzten Einzeller
vor unseren Genen

2001



Herbst der Liebe

Dein Andenken
verschmolz
mit Lindenduft
der Vergangenheit
Erinnerungen
reihen sich
wie Grabhügel
voll mit geschützten
Chrysanthemen
meiner Sehnsucht
In Regenbogenfarben
schillern sie
Erdschollen verwesen
nie

2002

Signale-Beitrag „7 Bücher in 17.000 Exemplaren“ (u. a. G. Fath „Stockbrünlein“, E. Áts „Gefesselt ans Pfauenrad“, V. Koch „Zuversicht“) auf dieses Literaturgut und hob es 1991 mit der Dokumentation „Ungarndeutsche Literatur der siebziger und achtziger Jahre“ auf die ihm gemäße Stufe.

Auch wenn die Autorengruppe nach wie vor im regionalen Abseits wirkt, fern vom Zentrum der Deutschsprachigkeit und auf sich gestellt, kann von provinzieller Gefühlsarmut oder Gedankenverlassenheit keine Rede sein. Im Gegenteil. In ihrer Gesamtheit spiegelt sie geistige Bewegtheit wider, an der die Richtigkeit ihres Werdegangs von Leistung und Wirkung ablesbar bleibt. Ihr Eindringen in die Persönlichkeits- und Gefühlswelten der „Helden“, dem Sich-Öffnen für den Leser, werden handlungsbin-

dende Empfindungen und Absichten für Liebe, Freud, Leid, Stolz, Zweifel oder Zuversicht begreiflicher. Verschiedene Arten zu denken schlagen sich in den zeitlich abgestuften Texten, den unterschiedlichen Schreibweisen und dem Vorstasten zu neueren Formen nieder. Das Sagenkönnen innerster Vorgänge ist Teil des Freiseins von gängelnden Zwängen und zugleich Pfeiler einer Brücke zu bislang Unausgesprochenem. Was davon in den Worttiefen der Texte und ihrer Gedankenverzweigungen auch liegen mag, es bleibt für den aufmerksamen und hellhörigen Leser kein „ewiges“ Geheimnis.

Die meisten Autoren vermochten im Verlauf der Entwicklung ihr Können in Wahrung der Einheit von Sprache und Heimat gegenstands- vielfältig zu gestalten, indem sie

(Fortsetzung auf Seite 5)

Franz Zeltner – ein Naturtalent aus den tiefen Wurzeln seines Daseins

Franz Zeltner, dessen 80. Geburtstag am 18. Juni 1991 noch gewürdigt werden konnte, legte kurz darauf – am 28. 2. 1992 – für immer die Feder aus der Hand. Damit geht nun ein herber Verlust durch alle drei Generationen ungarndeutscher Autoren nach dem Zweiten Weltkrieg. Nach dem tragischen Freitod des „zornigen jungen Mannes“ der ungarndeutschen Literatur, Claus Klotz, (1947 – 1990) und dem unerwarteten Ableben des 60jährigen Georg Wittmann 1991 hat nun der unerbittliche Tod auch Franz Zeltners Leben beendet. Zusammen mit Georg Fath (1910 – 1999) und Nikolaus Márnai-Mann (1914 – 2001), war Franz Zeltner einer der Nestoren der ungarndeutschen Literatur.

Dabei verband Franz Zeltner viel mehr mit der jungen Generation eines Claus Klotz oder einer Valeria Koch (1949 – 1998), da er als einer der ersten ungarndeutschen Autoren der Nachkriegszeit sich von Anfang an in seinem Schreiben auf unerwartet realistische Weise mit der besonderen Situation der ungarndeutschen Bevölkerung und auch seinem eigenen Leben nach dem Zweiten Weltkrieg befaßte. Schon sein erstes im Nachkriegsungarn veröffentlichtes Gedicht „Sautanz“ in der Anthologie „Tiefe Wurzeln“ (1974), im Wettbewerb „Greift zur Feder“ mit einem Preis ausgezeichnet, fängt die Atmosphäre des ungarndeutschen „Schlachtfestes“ ohne jeden romantischen Firlefanz ein. Schon hier zeigte sich eine seiner Stärken, eine realistisch detailfreudige Beobachtungsgabe, oft kombiniert mit einer lockeren, humorvollen Note, in einer einfachen, manchmal kernigen Sprache ausgedrückt. Damit erklang zum ersten Mal eine für die ungarndeutsche Nachkriegsliteratur ungewöhnliche Stimme, die dann in der 2. ungarndeutschen Anthologie „Bekenntnisse – Erkenntnisse“ (1979) von neuem zu hören war in den Gedichten „Ich bin nur wie ich bin“, ein grundehrlicher Versuch der Selbstfindung im Alltäglichen. Hier umreißt er bescheiden und realistisch zugleich sein Dichterprogramm: „Laßt's gut sein mit dem Sonderpreis / und großen Worten viel. / Ich schreib halt nur auf meine Weis', / der Ruhm ist nicht mein Ziel.“

Sein zweites Gedicht aus dieser Anthologie „Mei Medizin“, in Brennerberger Mundart geschrieben, weist ihn als einen zeitgenössischen Anakreontiker aus, der im Wein außer der Wahrheit auch noch zusätzlich die lebensrettende Medizin findet: „So hob i bisher immer docht, / de Wei gab mir die Lebenskraft. / Oba glaubt's nit, daß i a Trin-

ker bin – / der Wei ist nur mei Medizin! /“ In der von Valeria Koch 1980 betreuten Sammlung „Igele-Bigele“ ist Franz Zeltner mit drei Gedichten „Verkehr – Das ist kein Spiel“, „Franz Vetter und das Suchen“ und „Von der Weinlese beim Großvater“ dabei. Hier allerdings mündet sein Realismus in etwas zu vordergründigen Belehrungen. Seine Kindergedichte klingen wohl auch deshalb zu belehrend, weil Franz Zeltner nur da er ganz selbst sein konnte, wo er sich unmittelbar mit seiner Umwelt und seinem eigenen Verhalten darin auseinandersetzt. Dies geht auch deutlich hervor aus den beiden Gedichten „Zyklamen“ und „'s Fernseh“¹, enthalten im Interview-Essayband von Oskar Metzler „Gespräche mit ungarndeutschen Autoren“ (1985). „Zyklamen“ ist hier eine schon fast oberlehrerhafte hochdeutsche Aufforderung, diese gefährdete Blume nicht zu pflücken: „Freut euch an seinem strahlen violetten Kleid / und denkt dran, wenn ihr in Versuchung seid, / die seltenen Alpenveilchen muß man pflegen doch, / damit auch einst für eure Kinder noch / wächst zwischen Stock und Stein ein Blümelein./ „'s Fernseh“² hingegen ist ein reimloses Dialektgedicht, in dem es Zeltner mühelos gelingt, die realitätsfremde Welt des Fernsehens – für einen Ungarndeutschen besonders abgehoben – zu entlarven. Statt Wissen vermittelt das Fernsehen Ängste und Verhaltensstörungen: „Sie mane, 's Fernseh hätt's gemacht, / wenn allerlei gschieht bei der Nacht.“ Zeltners gesundes, ungetrübtes Verhältnis zu solchen Machwerken der „Fernsehrealität“ beschließt dies Gedicht dann mit der Aufforderung: „Wenns a so denkst, denn sei net dumm, / mach d' Kistn aus, drahs Knepf um, / so bist das beste Publikum.“ Damit hat Zeltner für die „Betäubungsindustrie“ Fernsehen, ein weltweites Problem, eine echte Alternative gefunden: ausschalten und lieber zum Fenster hinaussehen, denn da ist zumindest der Alltag der Heimat in einer greifbaren, sichtbaren, schon schmerzlich konkreten Nähe, wie er dies dann im Gedicht „Dahoam“ schildert. Die Anthologie „Jahresringe“ ist gewissermaßen der Höhepunkt seines literarischen Schaffens, brachte doch diese von Béla Szende zusammengestellte Anthologie von Franz Zeltner nicht weniger als 15 Gedichte.

Natürlich ist „Dahoam“ wieder in der Mundart geschrieben, denn da war Zeltner auch sprachlich ganz im Alltag und ungereimt, denn der Reimzwang hätte die direkte Sicht zergliedert. So aber erfüllt hier

Franz Zeltner Engelbert Rittingers Vorstellung von der literarischen Kraft der Mundart, der er eigene Ausdrucksmöglichkeiten für Stimmungen, Gefühle, ja selbst für den Humor zuschreibt. Franz Zeltners Text baut auf einer Antithese auf: Zunächst wird geschildert, wie Brennerberg (des Dichters Heimatort) früher, zur Zeit seiner Kindheit, ausgesehen hat: „... Blost an schwoazn Kohlnstaub in d Luft. / Bergleit im Gruamgwand, d Karbid-lampa in da Hand, / Kasig im Gsicht und mit am schifn Kreuz / Genga af d Schicht.“ In der 2. Strophe folgt dann die Beschreibung, was heute aus Brennerberg geworden ist, seitdem der Dichter ins Rentenalter gekommen ist: „Und heint? /.../ a gsunde Luft! Koa Fitzerl Kohlnstaub mehr. / Wann koane Auto wan, was stad. – / Männa, vatrickete Bam auf der Oxl, / Weiwa mit Bucklkärb. / Und bei d entern Haisa khölzn d Hund. / Nur olde Leit. / Des ist Brennerberg, / Do bin i dahoam.“ Eine Bestandsaufnahme von solch eindringlicher Anschaulichkeit, daß sie über den Ort und über die Zeiten auf den sie betrachtenden Autor Franz Zeltner, ihn von neuem bestimmend, zurückkommt. Sein Alltag wird, auf diese Art gebannt, zu einer Momentaufnahme trotz aller Alltäglichkeit seines unverwechselbaren Daseins in diesem Ort zu jenen Zeiten.

Der literarische Rundbrief Nr. 5 aus dem Jahre 1985, ein Literaturheft, das diese Nummer zur Gänze Franz Zeltner widmet, vereint seine wichtigsten Veröffentlichungen.

Im Gedicht „Meine zwei Sprachen“ heißt es bezeichnenderweise: „Als Mensch bin ich ein Deutscher / als Bürger ein Magyar /“, um dann auf die Schwierigkeiten einzugehen, beide Sprachen bewahren zu können, da die deutsche Sprache zu wenig beachtet ins Hintertreffen gerät. Hier wird man auch an das Gedicht „Zwei Muttersprachen“ der rußlanddeutschen Lyrikerin Nelly Wacker erinnert: „... Die eine ich bei Mutter fand, / die andere spricht mein Vaterland.“, wobei allein



schon durch die Thematisierung des Wunsches nach der Gleichberechtigung der „beiden Muttersprachen“ die schwierige Lage der auch heute noch zu wenig gebrauchten deutschen Muttersprache rührend angesprochen wird. Es sind auch meist die alten Leute, die noch Deutsch verstehen. Deshalb ist die Senioren-generation auch heute noch für das Bestehen und die Entwicklung der zeitgenössischen ungarndeutschen Literatur so wichtig.

In dem Gedicht „Mei Sproch“ (enthalten in der Mundartanthologie „Tie Sproch wiedergfune“ 1989) wird diese Selbstvergewisserung auch geistig im alltäglichen Kommunizieren in der Alltagssprache, der Mundart, gefunden. Wenn man so will, ist dies Gedicht ein anschauliches Beispiel dafür, daß die Sprache tatsächlich ein „Unterwegs-zum-Sein“, zum eigenen Sein, ist, wie es beispielsweise auch Martin Heidegger von jedem echten Kunstwerk verlangt: „Mei Sproch / S hot a Zeit gebn, / Do wo a nit oans mit meiner Sproch: / Sie wo ma z eckat, z derb, / Und s homs s aa wenig verstanden – / Oder verstäi wölln. – S hot a Zeit gebn, / Do wollt i außi aus meiner Haut: / Woa ma, wiari woa, nit guad gmua / und rundumadam unzufrieden mit mir. / I hätt a andrer sei megn. / Inzwischen hob i mei Sproch wiedergfundn / und schäi langsam mi sölwa aa.“ Diese klare und überwältigend schlichte Strukturierung der Alltagskommunikation und Selbstreflexion verleihen dieser Alltagslyrik bei näherer Betrachtung eine tiefenpsychologische, existentialistische Dimension, wo Sprache und Sein

(Fortsetzung auf Seite 4)

Franz Zeltner – ein Naturtalent aus den tiefen Wurzeln seines Daseins

(Fortsetzung von Seite 3)

untrennbar zusammenfinden und die Sprache tatsächlich das Haus des Seins ist.

In dem Gedicht „Mit bold 70 Joa“ (enthalten in der Mundartanthologie „Tie Sproch wiedergfune“ 1989) erschließt sich Franz Zeltner im wahrsten Sinne „besorgend“ die Umwelt auf eine einmalig menschlich natürliche Art in einer ebenso einmaligen ungekünstelten Versprachlichung seiner Erlebnisse und Empfindungen: „Mit bold 70 Joa / Im vorletzten Joa / Wia i am Plottensee woa / Hob i nao s Schwimma dalernt. / Und gefreit wira Noa / Umanandgshogn fia zwoa / Hob i vom Strand mi entfernt. / Aufn Wossa alloa / Mit schao bold siebzig Joa, / Hob i die Wölln dazwunga. / Gfiacht hob i mi schao, / Daß i s im Tiafn nit kao, / Hob die Angst nidagrunga, / Daß a olda Mao / Des ollwei nao koa, / Hot mi narrisch freit.“ Während fast alle Dichter und Schriftsteller den Plattensee, das „Ungarische Meer“, mehr oder minder verherrlichen, seine Einmaligkeit und symbolische Bedeutung für Land und Leute hervorheben, ist er für Franz Zeltner das Natürlichste von der Welt. Wasser. Viel Wasser. Darin muß er sich nun zurechtfinden und lernt mit bald 70 Jahren Schwimmen, um auch in diesem Element zurechtkommen zu können. Dabei erfährt er sich selber als viel komplexer in seinem „Menschsein“, als er es bisher kannte. Er erfährt am eigenen Leib, daß der Mensch das wenige Lebewesen ist, das „unheimlich“ alle Elemente durchdringen kann. Die Erde, das Wasser, die Luft. (Wenn Franz Zeltner auch leider nicht die Möglichkeit geboten wurde, ein Drachenfluggedicht zu schreiben.) Gefreut hat er sich dabei wie ein Narr, wie ein Ver-rückter, der die bisherige Ordnung der Dinge ver-rückt hat. Zum einen, daß er sich vom sicheren Grund und Boden der Erde ins unsichere feuchte Element des Wassers begibt. Nicht ohne Angstgefühle: „Gfiacht hob i mi schao, / daß i s im Tiafn nit kao,“ Die kann er aber niederringen (wie er so schön sagt, bezwingen klänge schon angeberisch) durch seinen Willen, seine Entscheidung. Er nimmt die Herausforderung der Natur, ihm eines ihrer Elemente vorzuenthalten, an: „Umanandgshogn fia zwo, / Hob i vom Strand mi entfernt.“ Mit äußerster Kraftanstrengung geht er ans Werk und hat dann dafür auch ein einmaliges Erlebnis: „Aufn Wossa alloa / Mit schao bold siebzig Joa,“ Mutterseelenallein in einem fremden Element und dies mit bald 70 Jahren. Wer kann denn da noch behaupten, daß es im Alltag keine Abenteuer mehr gibt! Selbst im Rentenalter gibt es „unheimlich-

che“ Abenteuer, erschließt uns dieses Gedicht. Und man kann sie auch bestehen, trotz fortgeschrittenen Alters, wenn man, was zweitens unbedingt nötig ist, nur den richtigen Willen hat. Zeltner exemplifiziert hier durchaus positiv und doch bescheiden den Wilhelminischen Angeberspruch „Wo eine Wille ist, ist auch ein Weg!“ Zeltner ist auch im hohen Alter kreativ, und sei's auch nur, um einen aktiven Urlaub zu verbringen. Hier liegt Zeltners einmalige Naturbegabung. Wie bei dem verwunschenen König Midas aus der griechischen Mythologie, bei dem zu seinem Unglück alles Gold wurde, was er anfaßte, so kann bei Zeltner so gut wie alles Poesie werden, womit er sich befaßt. Aus allem kann bei ihm ein Gedicht entstehen.

Aus dem Sautanz, aus dem Kartoffelneinbuddeln (beim Krumpianlegn aus Tie Sproch wiedergfune 1989), aus dem Fernsehen und natürlich auch aus dem Geburtstag. In „Geburstoch“ (Tie Sproch wiedergfune 1989) aber weiß er wiederum ganz genau, daß dieses Datum ein ver-rücktes ist, daß es ambivalent, zweischneidig ist, denn die Leute schlagen die Hände überm Kopf zusammen und verdammen ihn erbarmungslos aufs Altenteil: „Schlong d Händt zsam und sogn: 'Gibts denn des a, / Daß er hiatzt a schon siebzig Joa old wa?/' Dabei hat Zeltner gerade in dem Gedicht „Mit bold 70 Joa“ bewiesen, wie wenig eine solche schematische Betrachtung des Lebenslaufes ihm bedeutet, daß er ganz andere Maßstäbe setzt: „Geburstoch feiern tua i schou gern, / Owa nua, wann andre ölta wern.“ Was ihn selber angeht, weiß er genau: „In a poa Toch, denkt koana mehr drou. / No gehts Oldwern vo vorn wida ou.“ Und geradezu prophetisch beschwört er seinen 80. Geburtstag, als ob er geahnt hätte, daß dies sein letzter sein wird: „Bis zu mein Ochtzga hobm ma no Zeit, / Den wern ma feiern, wann es mi no gefreit!“

Franz Zeltner mußte alt werden, um ganz er selbst werden zu können, um sich ganz auf sein Eigenes konzentrieren zu können. Dieser Mann aus einer alten Bergmannsfamilie in Brennbrennberg/Brennbrennbánya, ohne jede höhere Schulbildung – 5 Grundschulklassen und 4 Klassen Bürgerschule –, hat wie kein anderer Autor der zeitgenössischen ungarndeutschen Literatur die philosophische Erkenntnis Aristoteles (desjenigen großen griechischen Denkers, der als Letzter noch einmal das gesamte Wissen seiner Zeit umfassen konnte, bevor es in zahlreichen Einzelwissenschaften aufsplitterte) bewahrt, daß das Nächstliegende das Unbekannteste sei. Überall sucht man nach tiefgründigen Erkenntnissen, nur in der

nächsten Umgebung nicht, wo sich doch das eigentliche Leben des einzelnen abspielt. So sind für Franz Zeltner die letzten knapp 20 Jahre seines Lebens die entscheidenden gewesen. Er selbst ist als ein sich erst in der Rente voll entfaltender kreativer Mensch ein lebendiger Beweis für die Lernfähigkeit und Schaffenskraft auch im fortgeschrittenen, ja sogar im hohen Alter. Ein Beweis, wie auch Senioren ihren Lebensabend lebenswert verbringen können. Dieser gelungene, auch für die Nachwelt, die mittlere und junge Generation ungarndeutscher Autoren, wichtige „Endspurt“ Franz Zeltners ist gleichzeitig auch ein Beweis für das nicht vergebliche Bemühen der 1972 gegründeten Literarischen Sektion des Demokratischen Verbandes der Ungarndeutschen mit den nach Krieg, Vertreibung, Enteignung, Einschüchterung und Assimilierung übriggebliebenen Ungarndeutschen den waghalsigen Versuch zu unternehmen, eine zeitgenössische ungarndeutsche Literatur im wahrsten Sinne des Wortes „Aus dem Boden zu stampfen“. In seinem „Lebenslauf“ aus seinem (gewissermaßen) Eigenband, dem ihm zur Gänze gewidmeten „literarischen rundbrief“ Nr. 5 von 1985, gesteht Franz Zeltner: „Für einen meiner Versuche 'Leut, Sautanz ist heut!' bekam ich einen Sonderpreis. Geld und eine Einladung zur Preisverleihung nach Budapest. So fing es an, daß ich mit 62 Jahren und als Pensionist immer mehr Spaß und auch Mut bekam, Verse zu schmieden, Reime aufzuschreiben, über das, was ich erlebt habe, was um mich geschah, was ich dachte und was mich innerlich bewegte. Immer wieder einen neuen Anstoß gaben mir die Redakteure... Viel gelernt habe ich bei den literarischen Seminaren von Germanisten und von anderen Fachleuten, die dort mit uns gearbeitet haben, auch von den Kollegen, die noch dabei waren. Es ist mir wichtig, das zu erwähnen, denn vom schreibenden Handwerk wußte ich vorher ja nicht viel... Ohne diese Hilfe und die vielen Ermutigungen wäre ich heute wahrscheinlich ein alter grantiger Pensionist, der außer Essen, Trinken und Schlafen kaum etwas zu tun hätte.“ So offen und ehrlich kann nur eine wirklich souveräne Persönlichkeit urteilen, die die seelische Kraft besitzt, die eigene Anfälligkeit für die Gefahren des Alltags – Essen, Trinken, Schlafen & Wohnen (Schaffe, schaffe, Häusle baue) – als Hauptziele des Lebens zu erkennen und zu bekämpfen. Allerdings mit Hilfe der Redakteure, aber auch sich helfen zu lassen, ist ein Zeichen von lebenslangem Lernen, ein Beweis großer Aktualität.

An Franz Zeltner zeigt sich überraschenderweise, daß die Ungarndeutschen nach dem Zweiten Weltkrieg mit ihm ein gelungenes Beispiel anzubieten haben, zumindest was das im Zuge des europäischen Zusammenwachsens hoch eingestufte lebenslange Lernen angeht. Franz Zeltner ist der lebendige Beweis dafür, daß man im Alltag, in der Region die globale Aufgabe des Menschen, sein eigenes Leben erfüllt zu leben, meistern kann. In seinem abenteuerlichen Leben – in der Jugend war Franz Zeltner mit seiner Familie jahrelang auch in Österreich und in Zentralasien, in Kirgisien – hat Zeltner das „Tiefste“ und das „Aufregendste“ in seinem späten Alltag in Ungarn erfahren. In seinem an der österreichisch-ungarischen Grenze gelegenen Heimatort Brennbrennberg hat er sein wahres Zuhause gefunden, dem er als bleibendes Denkmal außer der Geschichte des 200jährigen Bergbaus auch das Gedicht „Dahoam“ widmete. In seiner Mundart hat er seine geistig-seelische Heimat erkannt, wie er dies dann im Gedicht „Tie Sproch wiedergfune“ mit überwältigender Natürlichkeit festhält, und „Mit bold 70 Joa“ hat er am Plattensee seinem Leben die ganz neue Dimension des durch Schwimmen bewältigten Elementes des Wassers noch erschlossen. Diese drei überzeugenden, durch ihre Natürlichkeit ewig jungen Gedichte sollten in keiner ungarndeutschen Anthologie fehlen.

Auch die Prosa von Franz Zeltner ist lesenswert. Sein beim Heimatkunde-Preisausschreiben des Demokratischen Verbandes der Ungarndeutschen 1977 mit einem Sonderpreis ausgezeichnete Prosatext über die 200jährige Bergwerksgeschichte Brennbrennberg ist – wenn auch durch die vielen Daten und Fakten stellenweise etwas trocken – doch im großen und ganzen gut zu lesen. Auch sein im Deutschen Kalender 1991 abgedruckter Text „Einer erinnert sich“ strotzt von Lebensintensität. Zeltner berichtet anschaulich über die Bergarbeiter, ihre Frauen, ihre Kinder, über die herben Liebesbeziehungen dieser hart arbeitenden Menschen in den schweren Vorkriegs-, Zwischenkriegs- und Nachkriegszeiten, wobei auch seine Figurensprache (auf hochdeutsch), die Personen charakterisiert, nicht aufgesetzt klingt.

Sein Tod kam wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Am 28. Februar 1992 nach einem Einkauf, den er guter Laune gerade beendet hatte, brach er nach dem Verlassen des Kaufhauses zusammen und starb, ohne das Bewußtsein wieder zu erlangen.

Ingmar Brantsch

Verhör

Es tröpfelt
das ölige Wasser
der Vergangenheit
auf unsere Köpfe

das Verhör
geht weiter
und wir
gestehen

2002

Warten

Warten sollst nicht
Umsonst
auf mich

Mensch ärgere Dich
nicht

Kümmere Dich
lieber
um mich

und warte
auf mich



Falterleben

Es reihen sich die Namen

Die Spinnen des Lebens
flechten uns mal zusammen
mal auseinander

Fotos und Eintragungen
registrieren den Wandel
und das Netz um uns
wird allmählich dicker

Robert Du Falterfreund
es geht doch
munter weiter

2002

Ungarndeutsch

Die Fränkin meinte bitterbö:
tüchtig aussterben

Programm läuft
wie vorgesehen

aber paar Momente
wenn mit Freunden
noch deutsches Wort herrscht
und zergeht bittersüß in unserem Mund
zaubern richtigfarbene Welt hervor
und die Wirbel im Rückgrat sitzen
auf einmal fester

lachen wir dabei
wenigstens

Es war gute Arbeit
und jeder kommt
in den ungarischen Himmel

2001

Wagnis und Wandel

(Fortsetzung von Seite 2)

dem vereinsamten und erkalteten deutschen Wort Wärme und Würde zurückgaben, denn Heimat hat viele Gesichter, wie uns diese Texte veranschaulichen. Das verwies zwar auf gewachsene Fähigkeiten, sie wurden ihnen aber manchmal mit fadenscheiniger Begründung abgesprochen. Daß diese Gruppe – wider Erwarten – der deutschsprachigen Literaturlandschaft fremd blieb, als nicht existierend mit ihren Leistungen übersehen und somit ausgegrenzt wurde aus der Kulturgemeinschaft des lebendigen deutschen Wortes, ist wohl ursächlich auf absichtsvolle akademische Blindheit gegenüber der Provinz wie auf zurückliegende Versuche nationalistischer Beeinflussung zurückzuführen. Doch Vergangenes ist seit Jahrzehnten versunken und nicht mehr nachweisbar. Deshalb bleibt eine fortwährende Reserviertheit merkwürdig und unverständlich. Hintergründe dieser Verslossenheit ließen sich unschwer ermitteln, diese Auseinandersetzung aber ist an anderer Stelle zu führen.

Neben den Anthologien und Einzelveröffentlichungen weist den Lesern die seit 1984 jährlich verlegte Beilage der Neuen Zeitung für Literatur und Kunst – richtungstragend und aussagekräftig auf ihre Autoren C. Klotz, V. Koch, N. Bradean-Ebinger, J. Michaelis, L. Fischer, J. Mikonya, F. Zeltner, G. Wittmann, G. Fath, E. Rittinger und den Talentschwachs hin. Aufgeschlossen für den Rohstoff „Heimat und Sprache“ veredelt er ihn – wie beinahe jede Ausgabe vermittelt – auf eigene Weise, überwindet sprachgestalterisch Überlebtes und zeigt sich problemorientierter und kritischer. Nicht zu übersehen ist dabei der hohe sprachliche Verschmelzungsgrad des Einzelnen mit dem Gesamten zu einer gedanklichen Einheit auf einer lesernahen Gestaltungsebene. Erreicht werden soll so eine zum Wesenhaften führende Bewußtseinsweckung. Damit befördern sie eine aufgeschlossene Hinwendung zu literarischen Arbeiten überhaupt. Dieser Absicht folgen auch die „Signale“ mit den in sie eingefügten Aufsätzen zur Literaturentwicklung (z. B. „Zur Problematik ungarndeutscher Literatur“, „Dreifache Bindung“, „Zur Standortbestimmung der ungarndeutschen Literatur“, „Poesie der Erinnerung“, „Krisengemurmel“, „Tragen wir unsere Muttersprache noch?“). Mit diesen und ähnlichen Beiträgen werden den Schreibenden und ihren Lesern kritisch Zeichen gesetzt für das bisher Veröffentlichte wie auch mit den zuletzt erarbeiteten Texten jüngerer Autoren, deren so gewürdigte Versuche Hoffnungen auf Steitigkeit einleiten. Bei aller Farbigkeit ausgeformter Themenbreite bleibt diese Einstellung zu Gestaltetem

bestimmend. Die Autorenleistungen ließen schon im Übergang von einem zum anderen Jahrzehnt, bezogen auf das Ich-Umfeld, ihren Standpunkt zu minderheitenrechtlichen Schicksalsfragen eindrucksvoller werden. Zu denken ist etwa an Faths „Heimlos“, Márnais „Meini Mundart“, „Hoch ti Mundart!“, Mikonyas „Am Grabstein meiner Mutter“, E. Áts' „Die Linde“, Zeltners „Meine zwei Sprachen“, Klotz' „Ahnerns Lied“, „Mein Deutschtum“ oder „Das Zweiglein“, Bradean-Ebingers „Der Zweisprachige“, V. Kochs „Grün 2086“ oder „Stiefkind der Sprache“. Nicht übersehen werden dürfen die Antikriegsgedichte von G. Fath „Sarajewo, „Bosnier“ und „Krieg“ von N. Bradean-Ebinger.

Den Prosabereich markieren neue Texte von L. Fischer und J. Mikonya mit einer umfassenderen Problem- und nachdrücklichen thematischen Bezügen. Das Erzählte näherte in seinem Kern Hoffnungen. Den Ursachen, warum der Schritt von guten Ansätzen zu Größerem nicht gewagt wurde, ist an dieser Stelle nicht nachzugehen, Vermutungen ergeben kein Tatsachenbild.

Gehofft – zurecht – wurde weiter, nicht ergebnislos, wie die ergreifenden und überzeugenden Arbeiten Stefan Railes („Dachträume“ und „Die gehenkten Puppen“) ausweisen. Der ungarndeutschen Geschichte und Literaturszene tief verbunden, bereichern sie sie auf romanhafte Weise.

Im Prozeß unterschiedlichen Aufnehmens und Abgebens von Sprache wuchs bereits in der muttersprachlichen Wiederkehrphase die Einsicht zu wirkungsvoller Textgestaltung. Sie blieb und bleibt Grundlage für alles Spätere.

In freier Themenwahl verfolgen die Schreibenden nach eigenem Wollen und Können ihrer Minderheit zugeordnete Ziele. Lebendig bleiben muß in ihrer bedrängten Heimatlichkeit die Muttersprache als ständiger Antrieb für den Leser und Sprecher.

Begreift er sie darüber hinaus auch als Mittel sprachpraktischer Förderung, erschließen sich ihm im literarisch Gestalteten der Wert des Wortes sowie weitere Möglichkeiten für den eigenen Umgang mit dem Muttersprachlichen. Es bewußt aufzugreifen, dient dem Aufspüren und Erfassen der Aussagen in den letzten Texttiefen. Gerade sie bis hin zu den beglückenden, guten, beängstigenden, ungenuten, erhebenden, widerstrebenden oder gemischten Lebensgefühlen auszuloten, sollte jeder Anstrengung wert sein. Im Streben nach Veränderung und Vollkommenheit lassen sich Lücken im Netz muttersprachlicher Sicherheit mit Umsicht und Ausdauer beheben. Davon überzeugen die Autorenarbeiten wieder und wieder, ohne

(Fortsetzung auf Seite 6)

Wagnis und Wandel

(Fortsetzung von Seite 5)

platte Wiederholungen zu sein. Ihre Fragen und Antworten sind weder einzugrenzen noch auszuschließen. Aufgeworfen wird in ihrer Gestaltung Früheres wie Künftiges. Was bewegt und gedacht, fließt in die Texte ein.

Diese schon über dreißig Jahre anhaltende Beständigkeit gründet sich auf prägende geschichtliche Leidens- und Erfolgserfahrung und die zunehmend kritische Auseinandersetzung mit dem Zeitgeschehen. Sie kann zustandsbeschreibend sein, aber eben auch Mittel zum Zweck hoffnungsverheißenden Wechsels. Bei genauerer Betrachtung verstärkt sich die Einsicht, daß die Texte eine qualitativ höhere Gestaltungsstufe in Wort und Bild zum Inhalt haben, mit der bisher schon die Möglichkeiten auszuschöpfenden Reichtums der Leitthemen erreicht wurde. Zudem sind Individuelles und Geschichtliches miteinander zur Gedankeneinheit gefühls- und einsichtsvoll so verschmolzen, daß der unterschiedlichsten Ergriffenheit nicht mehr ausgewichen werden kann. V. Kochs „Stiefkind der Sprache“, J. Michaelis' „Sturmvolle Zeiten“, und R. Beckers „Faltertanz“ wie andere greifen mutig das von den frühen Gedankengebern gesetzte Wagnis auf und beschreiten ihren Weg des Wandels, indem sie literarisch Zeichen für Umgestaltung geben und zugleich setzen. Diese sind unzweideutig und verkünden, was zu tun notwendig. Waren die von den frühen Texten ausgehenden Lebensgefühle mehr durch einschränkende Erfahrungsinhalte der Sorge um Hab und Gut, Bleiberecht, muttersprachliche Betätigung, Berufswahl usw. bestimmt, überwinden neue Texte diese Bedenken und sprechen berechnete Hoffnungen aus, indem

sie problemhaft scharfe Markierungen für Denkvorstöße zu erreichbaren Zielen herausheben. Damit stoßen sie grenzüberschreitend über bisher Vorgedachtes und Vorgelegtes hinaus und zu Neuem vor, so in Texten wie „Grenzen der Toleranz“, „Gedenkzeilen über die Vertreibung“ (V. Koch), „Mein fremdes Land“, „Monolog“ (R. Becker), „Randbemerkungen VIII“, „Geschichte in Fortsetzung“ (J. Michaelis), „Unerwartete Begegnung“ (J. Mikonya), „Freude im Schatten“ (R. Hecker), „Die Heimkehr“ (F. Siebert), „Mono-Dialog mit einem Außerirdischen“ (N. Bradean-Ebinger) u. a. nachweisbar.

Diese wie ähnliche Lyrik- und Prosaarbeiten künden vom Wandel als Selbst- und Gruppenanspruch in dieser Literatur Ungarns. Mag die Wandlung auch nicht lautstark aufsehenerregend sein, in Thema, Wortwahl und Gedankenprägung ist ihre bekenntnishafte Welthaltigkeit und Gefühlsoffenheit erfahrbar. Zu denken ist an die kleinere wie größere Heimat, ihr Glückhaftes wie Tragisches, Wahres und Unwahres im Geschichtlichen, Geborgenheit und Vereinsamung, Lebensanspruch und Sinnverlorenheit, Zuneigung und Lieblosigkeit, Aufklärendes und Widersprüchliches, Zustimmung und Ablehnung. Damit ist die Feldgrenze gedanklicher Vielfalt noch nicht gänzlich umrissen, sie bleibt für den Leseranspruch weiter offen, zumal sich im einzelnen immer wieder das Allgemeine – und umgekehrt – erschließt. Indem sich die Autoren der Wirklichkeit in ihrer dem Menschen zu- oder abgewandten Entwicklungsweise kritisch zuneigen, geben sie ihm, was diese Literatur bleibend vermittelt: muttersprachliche Geborgenheit in der Heimat.

H. Rudolf

Engelbert Rittinger: Verschiedene Verhältnisse

Verbunden mit der Ausstellung des Grafikers Robert König, der auch das Titelblatt des Buches von Engelbert Rittinger entworfen hatte, wurde am 8. Mai im Budapester Haus der Ungarndeutschen Rittingers Buch „Verschiedene Verhältnisse“ von Béla Szende aus Fünfkirchen präsentiert. Die Texte las Árpád Hetényi vor. Musikalische Untermalung Viktor Pócsik (Flöte) und András Pagonyi (Akkordeon). Wir veröffentlichen die Buchpräsentation von Béla Szende.



Ich kann als Rezensent nicht umhin, gleich am Anfang recht subjektiv meine Freude über die Herausgabe des Lebenswerkes von unserem Engelbert, will sagen: unserem Wastl zum Ausdruck zu bringen. Dank gebührt dem Herausgeber Johann Schuth und dem leider zu früh verstorbenen Germanisten János Szabó, denn sie haben den Autor und seine Leistung im Nachwort sehr treffend und korrekt dargestellt: „Rittinger setzte sich dafür ein, daß Traditionelles in der Kultur der Ungarndeutschen nicht über Bord geworfen wird, kämpfte für die Pflege der Muttersprache und plädierte für eine würdige Beteiligung der deutschen Nationalität am Leben Ungarns.“ (Engelbert Rittinger: *Verschiedene Verhältnisse*, VUDAK Budapest, 2001, S. 230)

Mir kam er als Mensch, als Lehrer, als Staatsbürger und als schreibender Autor immer als einer vor, der sich verpflichtet fühlte, die Ungarndeutschen mit dem Gedankengut und der sich daraus ergebenden Verhaltensweise der Aufklärungszeit nachträglich bekannt zu machen. Wohl erklärt sich dieses Vorhaben damit, was auch das bereits erwähnte „Nachwort“ als ersten der drei wesentlichen Züge des Autors festlegte: „Was Engelbert Rittinger machte, knüpfte gerade durch die pädagogische Intention an die besten Traditionen der deutschen Literatur in Ungarn an.“

1) Wastls Anlauf als Dichter und Schriftsteller

Auch der Anfang der literarischen Tätigkeit von Engelbert Rittinger, dem Wastl Schwungrad, zeugt davon. Hier drei belegende Beispiele dafür aus der Zeit, in der die literarische Laufbahn begann.

Ich nahm die Feder (1973) (S. 6)

Ich nahm die Feder in die Hand
und wollte mal probieren,
ob noch geeignet mein Verstand
zum schwäbischen Studieren.

Ach, mühsam bring ich Worte her,
sie wollen sich nicht fügen,
der Sack der Wörter ist fast leer –,
man müßte es bloß üben...

Meines Erbes schönste Sach,
die ich bekam als Schwabe,
das ist die liebe Muttersprach,
als meiner Eltern Gabe.

Reichen wir brüderlich die Hand
und singen unsre Lieder!
Zur Arbeit ruft das Vaterland,
da sind wir alle Brüder.



János Wagner: Büttén

Engelbert Rittinger: Verschiedene Verhältnisse

Steigerung (1974) (S. 9)

In dieser Heimat bin ich Schwabe,
hart, wie der Eiche Holz;
Selbstbewußtsein, Recht und Habe
erfüllen mich mit Stolz.

Wenn mich Leute locken wollen,
Auslands-Reichtum loben,
halten mich der Ahnen Schollen,
zieht mich Ungarns Boden.

Fährt ein Raumschiff durch das Weltall,
worin Menschen reisen,
halte ichs für unser Denkmal,
stolz, auch Mensch zu heißen.

Ehrensache (1975) (S. 17)

Die Fremdsprache lernen ist nützlich,
die Muttersprache lieben ist Pflicht;
halte die andren in Ehren,
vergiß aber die eigene nicht!

Im Geiste der nachstehenden Definition der Aufklärung von Immanuel Kant, das heißt der bürgerlichen Emanzipationsbewegung mit ihren Wertvorstellungen im 18. Jahrhundert, die unseren Ahnen wohl entgangen ist, wirkte Engelbert Rittinger von der ersten bis zur letzten Zeile seines Lebenswerks. Hier die Kantsche Definition: „Aufklärung ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit. Unmündigkeit ist das Unvermögen, sich seines Verstandes ohne Leitung eines anderen zu bedienen. Selbstverschuldet ist diese Unmündigkeit, wenn die Ursache derselben nicht am Mangel des Verstandes, sondern der Entschließung und des Mutes liegt, sich seiner ohne Leitung eines andern zu bedienen. Sapere aude! Habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen! Ist also der Wahlspruch der Aufklärung.“

2) Wastls „pädagogische Intention“

Vorwärts (1975) (S. 16)

Ein Ziel muß man haben,
dem man entgegen geht,
das auch an trüben Tagen
hell vor den Augen steht.

Glauben muß man haben,
daß man das Ziel erreicht;
auch Kraft zum Sorgentragen –
gemeinsam ist es leicht.

Erfolg muß man haben,
Beweis für jeden Tag,
daß nicht umsonst der Glauben,
die Sorgen, Kraft und Plag.

Wenn wir uns bemühen,
bekommen wir auch viel:
Mit gewissenhafter Arbeit,
erreichen wir das Ziel!

Wir erlauben uns Parallelen zu ziehen, die sich für gewagt auszunehmen scheinen, sind es aber nicht: Christian Fürchtegott Gellert galt als „Praeceptor Germaniae“ (Lehrer Deutschlands), indem er – weniger literarisch – als Ratgeber, Tröster und Ermunterer des Alltags in unzähligen Briefen angesprochen wurde, die er – angeblich – alle auch beantwortet hatte. Die zweite Parallelperson ist Gotthold Ephraim Lessing, dessen Werke Wastl erst als bereits erfahrener Lehrer und Mensch eingehender zu studieren begann und sie als Bestätigung seiner eigenen schriftstellerischen Tätigkeit verstand.

Rittingers „pädagogische Intention“ läßt sich wohl mit den beiden Genannten verbinden. Liest man seine Briefe, so findet man für ihn die Bezeichnung „Lehrer der Ungarndeutschen“, liest man seine literarischen Werke, schwebt einem immer auch irgendwie Lessing vor. Wie dieser die

deutsche Klassik vorbereitete und dabei einer der konsequentesten Vertreter der Toleranzidee war, so verhielt es sich auch mit unserem Wastl. Ihm geht es um Verständlichkeit, um logischen Aufbau und Vermeidung von Zieraten, wie dies Lessing in seinen „Abhandlungen über die Fabel“ theoretisch tief-schürfend ausführte: „Wenn ich mir einer moralischen Wahrheit durch die Fabel bewußt werden soll, so muß ich die Fabel auf einmal übersehen können; und um sie auf einmal übersehen zu können, muß sie so kurz sein, als möglich. Alle Zieraten aber sind dieser Kürze entgegen, denn ohne sie würde sie noch kürzer sein können: folglich streiten alle Zieraten, in so fern sie leere Verlängerungen sind, mit der Absicht der Fabel.“ (Abhandlungen über die Fabel in: Lessings Werke in fünf Bänden, Aufbau-Verlag Berlin und Weimar 1975, Bd. 5, S. 222, Hervorhebungen B. Sz.)

Dem ist wohl auch zu verdanken, was als zweiter Zug des Werkes von unserem Wastl im Nachwort festgelegt wird: „Rittinger war der massen-wirksamste und vielleicht populärste unter den Gegenwartsautoren, man könnte sagen, der ungarndeutsche Dichter par excellence.“ (S. 232)

3) Wastl, der identitätbauende Aufklärer

Die gezielt aufklärerische Wirksamkeit ist vor allem für die Jahre nach der Wende charakteristisch. Als auch die Minderheiten das Wahlrecht erhielten und eigene Selbstverwaltungen zustande bringen durften, beteiligte sich auch der Autor an der Kampagne im Jahre 1994. Ein charakteristischer Text soll unter Beweis stellen, wie der ehrliche, verantwortungsvolle und dabei auch pflichtbewußte Aufklärer die ungarndeutschen Dorfleute zur Teilnahme an den Kommunalwahlen ermunterte:

...Als Archimedes auf sein Problem in Zusammenhang mit der Auftriebskraft die Antwort gefunden hatte, da war er plötzlich sehr erfreut. Man sagt, er soll vor Freude wie ein Verrückter aus der Badewanne gesprungen und so wie er war durch die Stadt gelaufen sein und dabei geschrien haben, ‘Heureka! Heureka!’

Auch wir hätten einen Grund, uns ähnlich zu freuen und zu äußern: „Wir haben es! Wir haben es!“ Ich meine das Wahlrecht, das wir schon immer haben wollten und mit dem wir in der jetzigen Form in den Besitz einer Möglichkeit gelangt sind, die als Auftriebskraft dienen kann, um uns aus dem Sumpf erheben zu können.

So mancher wird sagen, wir hatten auch bisher ein Wahlrecht gehabt, aber das stimmt nicht. Wir hatten höchstens Stimmrecht, das Recht, „Ja“ zu sagen auf solche Fragen, die längst entschieden worden waren über uns aber ohne uns. Ein „Nein“ zu sagen war nicht ratsam, und nichts zu sagen war aus Prestige Gründen schon gar nicht erlaubt. Es ging um das Ansehen des Regimes, und dazu waren 99,98 % die erwünschte Norm, wozu man 9996 exakte „Ja“-Stimmen brauchte und ein-zwei durch Zunicken oder ein verständnisvolles Augenzwinkern zum Ausdruck bringen konnte. Die nichts mehr deuten konnten, die bedeuteten die Glaubwürdigkeitsrate...

Na, kurz und gut, wir durften, besser gesagt, wir mußten abstimmen, obwohl wir doch lieber wählen wollten. Und nach langer Zeit sind wir jetzt endlich in der Lage, unseren Willen zum Ausdruck zu bringen. Wir haben



András Frigyesi, Intendant des Budapester Deutschen Theaters, führte in die Ausstellung von Robert König im Haus der Ungarndeutschen ein, die verbunden mit der Gedenklesung an Engelbert Rittinger veranstaltet wurde. Robert König entwarf auch das Titelblatt zu Rittingers Werk „Verschiedene Verhältnisse“.
Foto: NZ-Archiv

Engelbert Rittinger: Verschiedene Verhältnisse

die Wahl und die damit verbundenen Unbequemlichkeiten. Als erste solche ist das anstrengende Überlegen, dann muß man den oft fehlenden Mut aufbringen, seine Meinung zu äußern. Das deutsche Sprichwort sagt: „Wer die Wahl hat, der hat auch die Qual.“ Wir Ungarndeutschen haben sie sogar doppelt: Bei der Entscheidung allgemeiner Fragen wollen wir als gleichberechtigte Staatsbürger mitbestimmen, in unseren spezifischen eigenen Angelegenheiten als Zugehörige unserer Nationalität wollen wir selber bestimmen.

Zur Verwirklichung dieses zweifachen Zieles haben wir zahlreiche Kandidaten, die geeignet zu sein scheinen, sowohl unsere allgemeinen als auch unsere spezifischen Interessen zu vertreten bzw. Ziele zu verwirklichen. Deshalb ist es unser aller Recht und Pflicht, an den Kommunalwahlen (...) teilzunehmen und unsere Stimme auf die von uns für die Besten gehaltenen Kandidaten abzugeben. Das ist auch diesmal eine Prestigefrage, aber jetzt die unsrige, besonders eine der Intelligenz ungarndeutscher Herkunft. Also sage ich: Liebe Landsleute, Wohlan!

4) Wastl, der geschickt kämpfende Aufklärer

Unser Wastl, also Engelbert Rittinger, war kritisch (vor allem, um liebevoll zu helfen), ironisch (vor allem, wenn es um menschliche Schwächen ging, und ganz besonders sich selbst gegenüber), manchmal auch satirisch (vor allem bei Dummheit-Propaganda und Heilslehren-Verkündigung), humorvoll (vor allem, wenn es darum ging, anderen aus der Tiefe herauskommen zu helfen, wie es einem Schwungrad zusteht) und durchaus tolerant. Seine Devise lautete: „Lache ist gsond!!!“

Als Beleg ein leicht gekürzter Text aus dem Jahr 1992. (S. 178 ff)

Heut wär ich ein „Herr von...“

Ja, gewiß wäre ich heute ein „Herr von so und so“, wenn ich anno dazumal dem Rat meines Professors befolgt hätte, der mir wohlgesinnt war. Ich hätte mich bloß magyarisieren lassen müssen, und sogar das hätte er, der Herr Professor Oláh, für mich erledigt. (...)

Um die ganze Sache verständlich zu machen, muß ich (...) bis zur wartburgischen Bibel zurückkehren (...) da heißt es irgendwo, daß aus den Ersten die Letzten und aus den Letzten die Ersten werden. Im Letztersein habe ich große Übung und Erfahrungen. (...) fünf Jahre nach der Reifeprüfung (...) und nach sechsunddreißigmonatigem Militärdienst (...) trat ich mit einer zweimonatigen Verspätung das Studienjahr an. (...) Jetzt sollte der biblische Spruch an mir in Erfüllung gehen. (Der zuletzt Erschienene belegte immer den ersten Platz.) So wurde ich also „Gruppenrster“, was den Sitzplatz anbelangt, und das hatte seine Vorteile wie auch seine Nachteile. (...)

Was ich damals als Nachteil empfunden habe und was jetzt vorteilhaft sein könnte, das war unser zur Gemeinschaftsangelegenheit erhöhtes Privatgespräch, ein wöchentlicher Dialog zwischen Professor Oláh und mir. Die anderen hörten mäuschenstill zu. (...) Unsere Unterhaltung wurde nach einer gewissen Zeit typisch und gewohnt, aber keinesfalls langweilig. Der Professor begann mit der Frage: „Na, Wastl, wann lassen Sie Ihren Namen magyarisieren?“ – „Kommt nicht in Frage, Herr Professor. (...) Was würde mein Vater dazu sagen? (...) es wäre eigentlich sehr komisch mit mir, (...) denn wie hört sich das an z.B. Wastl Lendkerekí oder Wastl Lengvári?“ (...) Nach einem halben Jahr ist mir der Kragen geplatzt. Es war ein regnerischer Tag und dies oder sonstwas machte mich sowieso schon nervös. Als dann der Herr Professor wieder auf das ungarische Brot angespielt hat, da war es aus, da riß der Faden meiner Geduld. Entschlossen und fast grob warf ich zurück: „Ach, Herr Professor, lassen wir doch endlich diese unnötige Wortdrescherei mit der Magyarisierung. Übrigens, ein solcher Ungar, wie Herr Professor sind, bin ich jederzeit!“ Er wurde kreidebleich (...) und brachte nur die Frage hervor: „Wieso?“ (...) „Gestatten, Herr Professor, aber ein Oláh war doch noch nie ein Magyar, oder?“ Sekundenlang herrschte Todesstille, dann brach ein deutliches Gekicher aus. (...) Er verbuchte als korrekter Mann das Resultat mit folgenden Worten: „Also gut, dann gehn wir an die Arbeit.“ Es gab keinerlei Folgen. (...)

Wie ich dadurch ein „Herr von...“ geworden wäre? Ganz einfach, und dazu ein echter „von“, vielleicht sogar ein „Edler von... da und da“, ein Mann mit einem schönen Doppelnamen wie z. B. ein „Ajtósi-Dürer“ oder wie Männer unserer Tage. Wenn ich damals meinem Professor gefolgt wäre, könnte ich heute „Lendkerekí-Schwungrad“ heißen, ja sogar „Lengvári“, weil wenn in dem „Schwungrad“ vielleicht ein bißchen slawischer Einschlag vorhanden ist aus unbekanntem Gründen, also „Schwungrad“, dann sind wir schon richtig auf der Spur der Ahnen, ergo ist das „Lengvári“ berechtigt! Und wer hätte während der fünfziger Jahre darauf geschaut und geachtet, ob nun „i“ oder „y“, wo doch alles wichtiger war als die orthographischen Kenntnisse der Standesbeamten? Also könnte ich heute ein „Lengváry-Schwungrad“ sein, und das ist doch sicherlich ein „von“ und vermutlich ursprünglich auf Hundleder geschrieben, und obendrein klingt es auch ganz musikalisch und angenehm, fast nobel, könnte man sagen. Denn im deutschsprachigen Westen

schreibt man unsere ehemaligen Landsleute mit großer Vorliebe mit „von“, ob begründet oder nicht – meistens nicht. (...)

Am leichtesten hatten es die, die ihren Namen gar nicht magyarisieren lassen konnten, wengleich sie es schon gewollt hätten, wie z. B. die mit dem Namen Bósz oder Nesz, (...) bei János Arany ist ja zu lesen: „Felkötöttem a lordmajort, ha bosszant bármí nesz.“!

Auch diejenigen hatten es leicht, die den kurzen Namen Lang oder Huber geerbt hatten, die brauchten nur Láng oder Húbér zu schreiben, und durch diese kleine Verlängerung wurden sie auf die Dauer scheinbar Magyaren. (...)

Und wenn man schon sowieso nichts hatte außer seinem von den Ahnen geerbten Namen, dann blieb man einfach das, was man eben war. So blieb und bleibe ich halt der Wastl Schwungrad, vielleicht mit immer weniger Schwung, aber immerhin grad. Nicht slawisch meine ich das „grad“, sondern deutsch: Im Rückgrat grad. (12. 12. 1992)

5) Wastl, der tolerante Aufklärer

Der dritte Charakterzug im Nachwort lautet wie folgt: „Will man nach Jahren aus der Literatur Authentisches über Freuden und Leiden der Ungarndeutschen heute erfahren, so schlage man am besten Rittingers Texte und vor allem die Briefe an den „Liewr Freint, Seppi“ auf.“ (S. 231)

6) Schlußwort zur Rezeption des Werks von unserem Wastl Schwungrad alias Engelbert Rittinger:

Wenn es bei einer Buchpräsentation eines schreibenden deutschen Minderheitenangehörigen um die ästhetische Einschätzung geht, scheiden sich wohl die Geister, ganz zu schweigen von dem Mut des Rezensenten, eine Parallele zu einer weltliterarisch anerkannten Person zu ziehen. Hoffentlich ist der Zuhörerschaft (der Leserschaft) nicht schwer gefallen, die Absicht der Klassifizierung und der Einstufung „auf einmal zu übersehen“: unser Autor tat gemäß den zeitlichen, politischen, ideologischen, sozialen, geistigen und national bestimmten Umständen dasselbe, was den genannten Repräsentanten der deutschsprachigen Literatur des 18. Jahrhunderts auferlegt war. Die Rezeption ist eine Frage des Einfühlungsvermögens.

Horst Lambrecht von der Universität Fünfkirchen setzte sich in einer Studie mit dieser Frage auseinander. Er vergleicht die Einstellung der Leserschaft zweier in Budapest erscheinenden Zeitungen zur ungarndeutschen Literatur und stellt fest: „Die ‚Neue Zeitung‘ hat als erklärte Zielgruppe die Ungarndeutschen, die inzwischen in verschiedenen sozialen Ebenen verwurzelt sind. Daß sie sich der Publikation ungarndeutscher Literatur verpflichtet fühlt, entspricht ihrem Profil und ihrem Verantwortungsgefühl gegenüber der Pflege ungarndeutscher Kultur. Obwohl die tatsächlichen Leser der ‚Neuen Zeitung‘ wohl eher in der dörflichen Sphäre angesiedelt sind, unterscheiden die Macher der Zeitung keinesfalls etwa zwischen einer ‚dörflichen‘ und einer ‚städtischen‘ ungarndeutschen Literatur. (...) ‚Der Neue Pester Lloyd‘ bedient manche Traditionen – eingestandene und nicht eingestandene. So berufen sich die Macher z.B. ausdrücklich auf das Modell des alten ‚Pester Lloyd‘, einer wichtigen Zeitschrift des deutschsprachigen ungarländischen Bürgertums im 19. und 20. Jahrhundert. Zu dieser Traditionslinie gehört auch, sich als kulturvermittelnde Instanz zu begreifen. Dieser selbst gestellten Aufgabe wird ‚Der Neue Pester Lloyd‘ – ein inzwischen gut gemachtes Blatt – in beeindruckender Weise gerecht. Was jedoch auffällt, ist die Abstinenz dieser Zeitschrift in Bezug auf die ungarndeutsche Literatur. Von den wenigen Ausnahmen vereinzelt gestreuter Mitteilungen abgesehen, hat diese Literatur kaum Platz im ‚Neuen Pester Lloyd‘. Publiziert werden dort Texte aus dem Erbe der ungarischen und der deutschsprachigen Nationalliteraturen sowie zeitgenössische Texte gleicher Herkunft. Und nicht immer ist das, was dort veröffentlicht wird, vom Besten der jeweiligen Literaturen. Weshalb nicht auch – wenigstens vom Besten – die ungarndeutsche Literatur in angemessener Proportionalität zur Kenntnis genommen wird, bliebe ein Geheimnis, wenn man nicht schlicht eine die Aufnahme verhindernde Unkenntnis voraussetzte.“

Der Zufall wollte es, daß in Fünfkirchen am 10. und 11. Mai ein Symposium mit dem Thema Identität und Sprache stattfindet. Es geht hier um Verantwortung und Chancen von Literatur und Literaturvermittlung für die Ausbildung des Identitätsbewußtseins junger Ungarndeutscher. Schwerpunkte sind: Kritische Standortbestimmung und Ausblick.

Zum Schluß möchte ich all denen unter uns, die den Band „Verschiedene Verhältnisse“ von Engelbert Rittinger noch nicht eingesehen haben, ans Herz legen, sich die Mühe zu nehmen, dies zu tun. Auch sie werden bestätigt finden, daß dieses Büchlein eine Schatzgrube für alle sein kann, die entweder selbst das Minderheitendasein – welcher Form auch immer – persönlich miterlebt haben oder die aus irgendwelchem Grund Interesse für die „Minderheit“-Thematik bereits haben oder erst erlangen wollen.

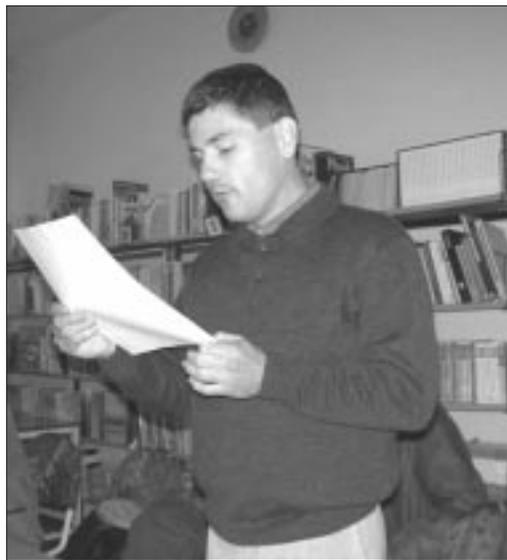
Stefan Valentin Lebenslauf

Ich wurde in der Morgendämmerung der Geschichte geboren. Meine Mutter heißt Glück und mein Vater Sinn. Beide sind Ideale von Beruf.

Meine Kindheit verging in Kampf und Frieden, ich wurde einer strengen Erziehung teilhaftig und musste das Ziel vor Augen halten, immer mehr zu sein, als ich in der Tat bin. Ich durfte meine eigene Persönlichkeit nie annehmen, ich musste mich in ein vollständiges Wesen umwandeln.

Zur Grundschule ging ich im altertümlichen Rom. Ich glaubte an alles, was mir die Götter anboten. Ich nahm an verschiedenen Wettspielen teil, in denen ich beweisen konnte, dass ich die ganze Welt erobern kann. Darauf folgten dunkle Jahrhunderte. Ich verschloß mich nach innen und suchte die einzige Wahrheit. Die Gymnasialjahre verbrachte ich in der Thomas von Aquin Scholastischen Privatschule in Bologna und dort legte ich auch die Reifeprüfung ab. Nach der Matura schloß ich mich der spanischen Armee an, besetzte die ganze Welt und vernichtete viele Völker. Ich verlor Gott.

Als ich den Militärdienst hinter mir hatte, immatrikulierte ich mich an der Universität in Königsberg, an der mir Professor Immanuel Kant das Wissen der Fragestellung beibrachte. Meine Diplomarbeit schrieb ich über die Aufklärung. Ich wurde Doktor der Menschenlehre. Meine erste Arbeitsstelle war die Firma Revolution in Paris, an der ich die Experimentierabteilung leitete. Ich führte viele Paradigmenwechsel durch wie den Übergang aus der diktatorischen Monarchie in die demokratische



Anarchie und den aus der anarchischen Monarchie in die demokratische Diktatur.

Inzwischen heiratete ich meine erste Frau, Venus, und lebte mit ihr ein Jahrhundert zusammen. Wir bekamen keine Kinder. Nach der Scheidung wechselte ich auch meine Arbeitsstelle. Als politischer Unternehmer gründete ich extreme Parteien und stritt lange mit der ganzen Welt. Nach einem schweren Zusammenbruch gelangte ich in eine christlich-soziale Klinik in München. Dort lernte ich meine jetzige Frau, Harmonie, kennen, die als Krankenschwester angestellt war. Nach meiner Genesung heirateten wir und nahmen auch meine Mutter Glück bei uns auf. Wir haben zwei Kinder, Optimismus und Liebe. Sie sind sehr begabt und erben nur unsere guten Eigenschaften. Ich bin stolz auf sie. Sie werden die ganze Welt entfalten. In diesem Glauben erwarte ich eine positive Fortsetzung des Lebens. Mit freundlichen Grüßen:

Ich

Christina Arnold „Es ist drei Uhr“

Sie stand am Fenster und beobachtete wieder mal die Sterne. Es war kurz vor drei, und sie konnte nicht schlafen, wie so oft in letzter Zeit.

Ob sie auch schon ihren Platz dort oben gefunden hat? dachte sie sich und beobachtete die leuchtenden Punkte am klaren Himmel. Wie viele, viele Augen blicken die Sterne auf einen nieder, als würden sie die Welt und das Leben hier unten beobachten, und jedes Augenpaar schaut immer in eine bestimmte Richtung.

„Nur die besonders guten kommen in den Himmel, die, die es verdienen, und die kriegen einen Ehrenplatz auf der Sternen-Landkarte“, erinnerte sie sich wieder an die alten Worte, wie so oft seit dem tragischen Tag. „Nur die besonders guten eben, und die besten Plätze sind gleich neben dem Mond, denn dort fürchtet sich keiner.“

In dieser Nacht zeigte sich der Mond ganz hell, als würde er einen beruhigen wollen. Als würde er ganz leise zuflüstern: Ihre gute Seele hat uns erreicht, und nun sitzt sie neben mir.

So ist sie immer bei uns, ich muß nur zum Mond schauen, dachte sie.

*

Sie ging in die Küche, um eine Tasse Milch zu trinken, damit sie besser einschlafen kann. Dieser Weg, neben i h r e m Zimmer, tat ihr jedes Mal weh, vielleicht brennt das Licht bei ihr, vielleicht ist sie auch wach, vielleicht war das ganze nur ein böser Traum. Aber nein, die Tür war zu, es war ganz still, man hörte nichts.

Die Sachen von ihr sind noch alle da, ihr Stuhl, ihre Tasse mit der Aufschrift „liebe Oma“ und ihre Fotosammlung, wo sie mit all ihren Kindern, Enkeln und Urenkeln abgelichtet ist. Nur sie ist weg, als wäre sie nur kurz zur Kur gefahren. Aber sie kommt nie wieder.

„Es ist drei Uhr“ – die raue Kunststimme durchbrach die Stille, und die Gedanken flüchteten.

Ihre Uhr, ihre Lieblingsuhr, die stündlich die Zeit ansagte – jeden hat sie genervt, aber sie mochte diese Uhr ganz besonders. Jetzt stach diese Stimme direkt ins Herz, als ob sie sagen wollte: Ich bin noch hier, sie hat vergessen, mich mitzunehmen.

Das Zimmer war wieder still, und nach der Milch kam auch die Schläfrigkeit, und langsam klopfen die Träume an.

Fröhliche Kinder auf dem Spielplatz, zwei Mädchen schaukeln gut gelaunt, und eine ältere Frau in schwarzem Kleid schubst sie immer wieder, immer höher und höher: „Noch weidr Oma, noch schnell“, schreien sie ganz aufgeregt. Die Oma macht das sehr gerne, und während sie ihre fröh-



lichen Enkel beobachtet, unterhält sie sich mit anderen Frauen aus dem Dorf. Nun ist die Schaukel stehen geblieben, die Kinder rennen zu ihr, und wer schneller ist, darf das Lieblingsspiel verlangen: Ross, ross rill...

Plötzlich wurde es still und winterlich im Traum und auf dem Gang bewegte sich jemand: „Der Nikolaus, der Nikolaus“, schreien die zwei Mädchen im Zimmer und freuen sich auf ihre vollen Stiefel. Der Nikolaus klopfte ganz laut an den Türen und Fenstern und dann wird es wieder leise. Während die Kinder die Geschenke öffnen, schleicht die Oma wieder ins Haus, sie hat, wie jedes Jahr, dem Nikolaus beim Anklopfen geholfen.

Plötzlich zuckte sie im Schlaf zusammen.

Weinende Menschen an einem Sarg. Die Schrift läßt sich ganz schlecht entziffern, obwohl jeder ganz nahe steht. Die Augen voller Tränen lassen kein Erkennen zu. „Amrein Antalné élt 81 évet“ – ein leichtes Stöhnen im Traum.

Das ist sie gar nicht, das kann sie gar nicht sein, sie hieß nämlich Oma, und sie sprach immer nur in ihrer Muttersprache, nicht ungarisch.

Aber es kann doch kein Mißverständnis sein, alle, die an ihrem Grab weinen, sind Verwandte.

Der Traum verflüchtigte sich langsam, und sie wurde wach. Sie ging wieder zum Fenster und schaute wieder die Sterne an und versuchte sich vorzustellen, welche wohl auf sie herunterblicken.

Sie sitzt bestimmt direkt an der rechten Seite vom Mond, dachte sie und beobachtete auch in dieser Nacht fast bis zum Morgengrauen die Sterne.

FDA-VUdAK

Eine weitere Etappe in den Beziehungen zwischen dem VUdAK und dem Freien Deutschen Autorenverband waren die Lesungen der FDA-Mitglieder Imre Máté, München, Horst Oberbeil, München, H. Jürgen Heimrich, Dittelbrunn, Paul Strobel, München, und Gerda Wittmann-Zimmer, Vorsitzende des Landesverbandes Baden-Württemberg, im Haus der Ungarndeutschen in Budapest, an der Universität und im Lenau-Haus in Fünfkirchen im November. Gerda Wittmann-Zimmer und Imre Máté beteiligten sich auch am diesjährigen VUdAK-Werkstattgespräch in Wieselburg-Ungarisch-Altenburg. Robert Becker und Josef Michaelis konnten über die Vermittlung des FDA im Oktober im Ungarischen Generalkonsulat in München lesen. Vorgesehen ist ein weiterer Künstleraustausch und die Herausgabe einer gemeinsamen Anthologie.



Graphiken von Robert König werden im Ungarischen Kulturinstitut in Stuttgart (Haußmannstr. 22) ausgestellt. Die Eröffnung findet am 10. Feber 2003 um 19.00 Uhr statt.

Stefan Raile Im Staub der Jahre

Als ich den Weg zur braun gestrichenen Bank, die schräg gegenüber im Schatten des schmalgiebligen, verwitterten Hauses stand, schon halb zurückgelegt hatte, trat eine kleine, schlanke, sehr alte Frau durch den niedrigen Eingang, zog die Tür langsam zu, trippelte, während sich ihre linke Hand am Sockelrand festhielt, mit stark gebeugtem Oberkörper nahe der Mauer übers bucklige Pflaster und setzte sich schwerfällig. Fast geneigt, vor der wackligen Holzbrücke, die den Kanal überspannte, wieder umzukehren, schritt ich doch weiter und hielt noch ein Stück auf die Frau zu, die, als ich gerade meine Richtung ändern wollte, zwinkernd den Kopf hob, so dass ich ihr ins tief gebräunte, runzlige Gesicht blicken konnte. Obwohl mir ihre Züge bekannt vorkamen, nickt ich nur kurz und grüßte sie, ehe ich mich nach rechts wandte, auf ungarisch, der Sprache des Dorfes.

„Guten Tag“, erwiderte sie in jener fast vergessenen Mundart, die Großmutter noch in der Stadt am Fluss gesprochen hatte.

Als ich mich überrascht umdrehte, bemerkte ich, dass sie, ohne die welken Lippen zu verziehen, lächelte, und ihre grauen, von hutzlicher Haut umgebenen Augen begannen zu glänzen.

„Woann Ihr oa kloa wenig Zeit hett“, fuhr sie in der einst höflichen Redeweise mit ihrer rauhen, leicht brüchigen Stimme fort, „on Eich oa uralt's tappig's Weibsbild net v'r-schreckt, kennt'r Eich gern oa Weili zu m'r setza.“

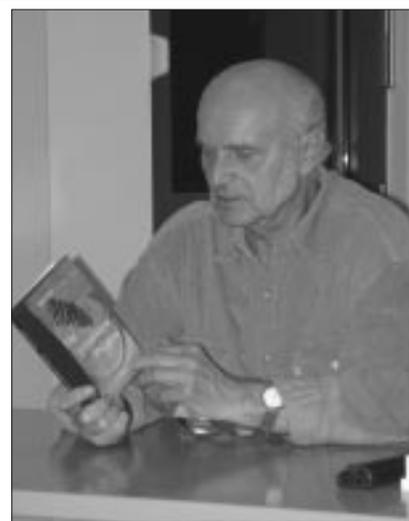
Derweil ich noch zögerte, rückte sie bereits ein Stück zur Seite, um mir Platz zu bieten. Ich sah, dass ihre bloßen Füße in Patschkern steckten, ihr weiter, dunkler Rock

Kunstpries Literatur für Stefan Railes Roman „Die gehenkten Puppen“

Der aus Waschkut stammende und in Jena lebende Schriftsteller Stefan Raile (Dachträume, 1996) erhielt den Kunstpreis Literatur des Bundes der Vertriebenen Thüringen 2002, der im Mai dieses Jahres auf der Runneburg überreicht wurde. In der Begründung hieß es: Stefan Raile ist ein ausgewiesener Schriftsteller. Mit seinem Roman „Die gehenkten Puppen“ hat er eine Arbeit vorgelegt, die, wie es die beigelegten Rezensionen beweisen, hierorts, aber auch im Ausland gebührende Beachtung erfuhr. So wird der Autor zu Recht als Autorität bezeichnet, wenn es um eine

bestimmte Form der Vertriebenenliteratur geht, in welcher das Schicksal der Ungarndeutschen eingehend behandelt wird.

Die Schilderung aus dem letzten Kriegsjahr im Dorf am Rande der Pußta, die Vertreibung und Ankunft, die ein Ankommen in der Fremde ist, wird aus der Sicht des Kindes gesehen. In dem von Natur aus unbedarften Verhalten der Kinder spiegeln sich die lebensprägenden Verhältnisse aus der Erwachsenenwelt wider. Durch diese Brechung entsteht eine nicht anzuzweifelnde Glaubwürdigkeit von Personen und Handlungen, mit denen der Leser lebt und auch leidet.



fast bis zu den Knöcheln reichte, das schwarze Kopftuch nicht nur die Haare, sondern auch einen Teil des Gesichts verbarg. Ihre weiße, kurzärmelige Barchentbluse roch nach frischer Stärke, als ich mich neben ihr niederließ.

„Eigentlich“, meinte sie nach einer Weile und bemühte sich, hochdeutsch zu reden, als fürchtete sie, dass ich sie sonst nicht verstünde, „hab ich das Recht, du zu sagen, weil ich dich seit deinem ersten Lebenstag kenne.“

Wieder erschienen mir, während ich sie erwartungsvoll anschaute, ihre Züge vertraut, aber so sehr ich mich auch anstrengte, fand ich nicht heraus, wer sie war.

„Du bist“, sprach sie leise weiter, „wenige Tage, nachdem ich meinen Michael zur Welt gebracht hatte, dort drüben in dem schwefelgelben Haus geboren worden, das, solange ihr darin gewohnt habt, lindgrün gestrichen war. Ich kam mehrmals täglich zu euch, hob dich aus der

Wiege, die dein Vater gebaut hatte, und legte dich an meine Brust, weil deine Mutter fast eine Woche lang keine Milch hatte. Bei mir aber floss sie so reichlich, dass ich nicht nur meinen Michael, sondern auch dich satt bekam. Weißt du nun“, fragte sie und blickte, durch die Helle geblendet, blinzeln zu mir hoch, „wer ich bin?“

„Dann müsst Ihr“, erwiderte ich, „Julia Dobler sein.“

„Richtig“, bestätigte sie erfreut. „Und darum brauchst du mich nicht länger in altväterischer Art wie eine hochnäsige Fremde anzusprechen. Einverstanden?“

„Einverstanden.“

Sie nestelte mit ihren abgearbeiteten, blau geäderten, knotigen Händen auf dem Schoß, als bewegte sie einen Rosenkranz zwischen den Fingern. Sicher wundere ich mich, sagte sie, ohne inne zu halten, woher sie gewusst habe, wer ich sei. Ich müsse mich nicht fürchten, dass sie mehr könne als Brot essen, wie man es früher etlichen Greisinnen im

Dorf zugetraut habe. Obwohl man nun oft im Haus vor dem Fernseher sitze, spreche sich weiter in Windeseile herum, wer irgendwen besuche oder in Lenharts Gasthaus eins der noblen Zimmer beziehe. Ihr sei auch zu Ohren gekommen, was ich arbeite, und sie staune, dass ich mich noch genau erinnern könne, wie es einst im Ort gewesen sei. Sie würde mich, wenn es mir recht wäre, gern auf die Probe stellen.

Ich erwiderte, dass ich nichts dagegen habe.

„Erzähl“, bat sie, „was es auf unserer Straße Besonderes gab.“

„Das waren zwei Läden“, sagte ich, „die sich von hier etwa gleich weit entfernt an den nächsten Straßenecken befanden. Das obere Geschäft gehörte Armin, einem Juden, der sich, da er umsichtig, leutselig und verlässlich war, auf seinen Beruf verstand wie kein anderer, das untere bewirtschaftete ein kleiner, dicklicher, ein wenig huscheliger Ungar, bei dem man selten alles erhielt, was



Mónica Szeifert Abschied...

Etwas Schlimmes muß passiert sein – dachte sie. Der Schatten einer tragischen Vorahnung war schon den ganzen Tag ihr Gefährte. Sie spürte, daß sie bald erfahren würde, was dieses mehr als nur mulmige Gefühl in ihrem Herzen verursacht. Trotzdem versuchte sie die schrecklichen Bilder von Krankheit und Tod zu verscheuchen. Bestimmt habe ich nur etwas Schlechtes geträumt, überlegte sie, und bin deshalb so unruhig. Mit dieser viel zu simplen Erklärung konnte sie sich zwar nicht beruhigen, doch das ungeduldige Hupen eines Autos führte ihre Gedanken unerwartet wieder auf den Boden der Realität zurück. Wenn du so weitermachst, wirst du bald das Opfer deiner eigenen Vorahnung – lächelte sie über

sich. Selbstironie und Galgenhumor waren immer schon ihre Stärken.

Doch plötzlich wurde sie durch ein bekanntes Gesicht aus ihren Überlegungen gerissen. Hast du schon gehört? Was denn? Das mit IHM. Nee, was? ER hatte heute einen schlimmen Autounfall. Autounfall – das Wort hallte in ihrem Kopf wie der Knall eines Schusses wider. Was ist passiert? – fragte sie und hörte ihre eigene Stimme von außen, als wäre sie die eines Fremden. Man sagt, ER sei zu schnell gefahren. ER wollte zur Arbeit fahren und war wohl zu spät dran. In einer harten Kurve ist ER dann ausgerutscht und frontal gegen einen Baum geprallt. Ist ER noch ... – bei diesen Worten versagte ihre

Stimme, weil sie die Antwort tief in ihrem Inneren schon längst wußte. Nein, ER ist tot. T O T – wie hart diese drei Buchstaben doch klingen. Wie scharfe Messerstiche durchbohren sie einem das Herz, als ob es ihnen Spaß machen würde, wehzutun. Und die Wunde, die sie hinterlassen, sie bleibt ein Leben lang. Vor allem, wenn es um Menschen geht, die einem nahe stehen. Und ER – ER stand ihr mehr als nahe.

...

Ein paar Tage später erwies man IHM die letzte Ehre. Menschen, die ER kannte und die IHN liebten, nahmen Abschied von ihm. Den allerletzten Abschied. Aber wie kann man sich von jemandem verabschieden, den man nicht loslassen kann?

man haben wollte. Auf halbem Weg zu ihm wurden vor der Schmiede oft Pferdehufe beschlagen, genau gegenüber surrten in einem flachen, lang gestreckten Seitengebäude mehrere Spinnmaschinen, drei Dutzend Meter aufwärts stand Metzger Oswald in seiner gefliesten, auch sommers kühlen Schlachtereier am hohen, wuchtigen Hackklotz, etliche Häuser weiter zog Morath, der schwächliche, bucklige Schuster, abwechselnd Stiefel, Sandalen und Schuhe über seinen Leisten, fast am Straßenende wurden in einem Hinterhaus große Mengen Sodawasser abgefüllt, und schließlich boten durchziehende Scherenschleifer, Kesselflicker, Lumpensammler oder Besenbinder mit gleichförmigen, leiernden Rufen ihre Dienste an.“

„Nicht schlecht“, meinte Julia Dobler. „Für jemand, der schon so lange weg ist, sogar ganz erstaunlich. Kannst du dich noch auf mehr Leute besinnen?“

„Wenn ich die Augen schließe, sehe ich viele vor mir: den alten Klock, unsren linken Nachbarn, der wochentags seine Rappen vors Fuhrwerk spannte, um zu den entlegenen Feldern auf dem südlichen Hotter zu fahren, Edit Kreutzer, die mit ihren Eltern rechts von uns in dem kleinen Haus wohnte, häufig mit mir auf unsrem schattigen Säulengang spielte, mit mir und andren Kindern das Dorf, das nahe Pappelwäldchen und die Umgebung bis zum schilfigen, versteckten Teich durchstreifte, Josef Schmalz, den glatzköpfigen, schmerbäuchigen Spinnereibesitzer, der die heißesten Mittagsstunden schwitzend neben seinem Tor unter einer dicht belaubten Akazie im Liegestuhl

verdöste, während seine Arbeiterinnen an den von Stickluft umkreisten Maschinen ausharren mussten, die uralte, weißhaarige Pipa-Lisi, die, wenn ich auf dem Schulweg an ihrem rohrgedeckten, orangefarbenen getünchten Häuschen vorbeikam, gewöhnlich am niedrigen Fenster saß, durch die dicken Gläser einer Hornbrille blickte, ihre langstielige Pfeife rauchte und mir oft eine Münze, für die ich mir Süßigkeiten oder ein Eis kaufen sollte, herausreichte.“

„Erinnerst du dich auch an Michael?“

„Natürlich“, erwiderte ich, „wenngleich wir nie ganz eng befreundet waren. Ist er noch im Dorf?“

„Nein“, sagte sie. „Er lebt sehr weit entfernt.“ Sein Schicksal sei am stärksten durch das letzte der drei Ereignisse beeinflusst worden, die das Dorf nach unsrer Geburt verändert hätten. Mit dem ersten meine sie den Krieg, aus dem Albert, ihr Mann, nicht heimgekehrt sei, mit dem zweiten die Menschentransporte nach Deutschland, deren Folgen ich besser als sie kenne, mit dem dritten die Volkserhebung im Herbst sechshundfünfzig, als allenthalben kurzzeitig Hoffnungen geweckt und Sehnsüchte entfacht worden seien, bis die Panzer sie zermalmt hätten. Michael habe damals in der Hauptstadt zu studieren begonnen und sich den Aufständischen angeschlossen, weil er ihre Ziele gutgeheißt habe. Sie könne nicht genau sagen, ob er, als die Niederlage schon unverkennbar gewesen sei, lediglich die Gelegenheit genutzt habe, über die durchlässige Grenze zu gelangen, oder ob er aus Furcht vor drohender Strafe bis zu den fernen Blauen

Bergen geflohen sei, wo er jetzt noch wohne.

„Ist er“, fragte ich und dachte daran, wie ich mit Norbert, Wolf und Manfred ins Land der Eukalyptuswälder hatte auswandern wollen, „dort glücklich geworden?“

„Glücklich“, sagte sie und blickte zur schmalen, wackligen Brücke, die über den seichten Kanal führte, „ist wohl ein zu großes Wort. Ich wäre schon froh, wenn's ihm halb so gut gehen würde, wie ich's aus seinen Briefen herauszulesen glaube. Aber ich bin nicht sicher, ob ich dem Anschein trauen darf, da sich Michael auch anfangs nie beklagte. Dabei hatte er's vielleicht so schwer wie unsre Vorfahren, als sie, von Maria Theresia gerufen, in der Einöde neben den Türkenhügeln das Dorf gründeten, Felder und Weingärten anlegten, ihre Handwerke ausübten und Geschäfte tätigten. Er mußte sich, von den Eingesessenen gewiss mehr oder minder beargwöhnt, als Holzfäller, Schafhirt und Steinbrucharbeiter durchschlagen, bis er Susan kennen lernte, mit ihr eine heruntergewirtschaftete Farm erwarb und Rinder zu züchten begann, was bis heute seine ganze Kraft beansprucht und ihm kaum Zeit für etwas andres lässt.“

„Dann ist er wohl selten zu Besuch gekommen?“

„Noch nie“, entgegnete sie. „Zuerst wär's nicht möglich gewesen, und nun, da ihm keine Gefahr mehr drohe, vertröste er sie von Mal zu Mal, weil die Farm ihn festhalte.“

„Aber er schreibt oft?“

Ein-, zweimal im Monat rufe er auch an. So schön es sei, ihn sprechen zu hören, lese sie jedoch lie-

ber, was er schreibe. Wenn sie ermüde oder über etwas aus dem Brief nachdenken wolle, lehne sie sich zurück, schließe die Augen und staune, was ihr alles in den Sinn komme. Fast immer gehöre der Staub dazu.

„Was für Staub?“, fragte ich.

„Der früher von den Pferdewagen aus den zerfahrenen Wegen hochgewirbelt wurde und für kurze Zeit alles einhüllte. Erinnerst du dich nicht?“

„Doch.“

„Ich hab ihn gehasst, da er in Mund, Nase, Ohren drang und einem, mit Schweiß vermischt, auf den Lippen brannte. Außerdem schien es mir, als würden Tage, Wochen, Monate und Jahre spurlos darin versinken, bis Michael mir ein Bild schickte. Es zeigte ihn auf einem Pferd, unter dessen Hufen deutlich sichtbar Staubwölkchen emporstoben.“ Da habe sie schlagartig erfasst, dass es zwischen ihnen über die vielen tausend Kilometer hinweg eine unerwartete Gemeinsamkeit gebe, die Michael, sofern er ähnlich empfinde, über kurz oder lang ins Dorf führen werde. Nur ihr Wunsch, ihn noch einmal zu sehen, habe sie vielleicht am Leben gehalten. „Ich denke“, fügte sie etwas gedämpfter hinzu, „dass sich meine Hoffnung nun bald erfüllen wird.“

„Weshalb?“

„Weil sich Michael im letzten Brief erkundigt hat, ob es den Staub, sobald Wind einsetzt, noch immer durchs Dorf treibt. Meinst du“, sie sah blinzelnd wie vorhin zu mir hoch, „dass ich seine Frage richtig deute?“

„Ja“, sagte ich. „Er wird kommen. Ganz bestimmt.“

Dessen Stimme einem immer noch in den Ohren klingt? Dessen Gesicht man fast jede Nacht in seinen Träumen sieht? Dessen Wärme man noch immer auf der Haut spürt? Wie??? – in ihrem Kopf schwirrten Fragen herum, die sie nicht beantworten konnte und die ihr deshalb wehtaten. In der riesigen schwarzgekleideten Menschenmenge fühlte sie sich auf eine unvorstellbare Weise allein. Allein mit ihrem Schmerz, allein mit ihren Erinnerungen und allein mit all den Fragen. Mit diesen quälenden Fragen, die sie IHM noch hätte stellen müssen. Mit den unausgesprochenen Sätzen, die nun für immer in ihrem Herzen verschlossen bleiben. Denn der, dem sie sie hätte sagen sollen, ist fort. Für immer. Das konnte sie einfach nicht begreifen.

ER war kein Freund für sie, ER war viel-viel mehr. Obwohl sie IHN in den letzten Jahren kaum traf, hat sie oft an IHN gedacht. ER war ihre

erste große Liebe. Und auch ER hatte Gefühle für sie – darin war sie sich sicher, obwohl ihre Beziehung kaum als alltäglich zu bezeichnen war. Sie waren kein Paar, aber der gewisse Funke, der zwei Menschen über Verschiedenheiten und Gegensätzlichkeit heraus verbindet, war auf eine besondere Weise trotzdem zwischen ihnen da. Und auch wenn sie schon damals wußte, daß sie zwei verschiedene Wege gehen würden, verband sie dieser Funke für immer miteinander. Keine normale, aber wunderschöne Liebe – erinnerte sie sich und lächelte, weil ihr plötzlich etwas Wichtiges klar wurde: Selbst wenn ER tot ist und eine unausfüllbare Leere hinterläßt – die wunderschönen Erinnerungen bleiben. Und die Gefühle – das wußte sie selbst in diesen schmerzvollen Minuten, vor seinem Grab stehend –, die kann selbst der Tod nicht auslöschen.

Mónika Szeifert

Falsche Entscheidung

Unsere zerbrochenen Glasperlen
auf den Boden fallend –
Scherben der Vergangenheit.
Verzeih mir!

Verirrt...

Fehlschritte
auf dem steinigen Pflaster
die entscheidende Kreuzung
fast verpaßt

Franz Sziebert Warten

Was kommt mir in Erinnerung, wenn ich das Wort Warten höre? Schon in meiner Kindheit brachte mir dieses Wort viel Verdruß. Warten, auf wen? Warten, warum? Ich werde einige Erlebnisse erwähnen, welche mit diesem Wort zusammenhängen.

Warten: Meine erste Erinnerung an jenes Wort. Ich kam als Kind ganz durchnäßt nach Hause. Meine Mutter sagte streng: Kannst du mit dem Spielgehen nicht warten, bis sich das Wetter ändert und es wieder warm wird? Zur Strafe wirst du eine Stunde neben dem warmen Ofen knien und warten. Unser Ofen war schön mit grüner Farbe gestrichen. Als ich während des Wartens die letzte Farbe vom Ofen kratzte, bluteten mir alle Finger.

Warten: Als Großmutter mich zum Einkaufen schickte, mußte ich meistens warten, da oft viele Kunden vor mir waren. Wenn ich dann sah, daß die anderen Kinder spielen gingen, kann man sich leicht vorstellen, mit welcher Laune ich da wartete.

Warten: Als wir Kinder das zwölfte Lebensjahr erreichten, die sechste Klasse der Volksschule beendeten, schlichen wir uns hie und da in das Wirtshaus. Als der Wirt uns bemerkte, jagte er uns aus dem Saal und sagte in strengem Ton: Wartet, bis ihr fünfzehn seid, dann erlaube ich euch das Eintreten.



Warten: Als wir das fünfzehnte Lebensjahr erreichten und fast alle waffenfähigen Männer beim Militär dienten, mußten wir als Drescharbeiter die Dreschmaschine begleiten. Wenn dann der Maschinist sagte, Kinder, ihr müßt eine Weile warten, denn die Dreschmaschine ist betriebsunfähig, wurde für uns das Wort Warten auf einmal das schönste Wort, das wir nur hörten.

Warten: Wenn jemand bei einem Stau auf der Straße einen Autofahrer fragt, was er bei dem Wort Warten empfindet, kann er an der Antwort leicht die Bedeutung des Wortes beurteilen.

Warten: Mit dem Wort Warten treffen wir uns am häufigsten auf dem Friedhof. Hier werden wir alle einmal warten.

Robert Becker Das Warten



1. Steine können warten oder Felsen.

Endlich versinken
aber auch sie
im Sand des
eigenen Mitleids.

2. Das Warten ist schwer belastet: Es hat die Hoffnung erwürgt.

3. Nur die Ewigkeit ist ewiger als langes Warten.

4. Bis sie eintrifft nach den Gezeiten ätzenden Wartens duftet sie von weitem. Eine Falte mehr prägt aber auch sie.

5. Beim Warten brennen die Kerzen ab. Kluge Jungfern haben so immer noch ein Öllicht dabei. Doch die Nutzen sind klüger: Sie schlafen gut bis du kommst.

6. Warten können Geduldige. Anderen lehrt es der Wahn.

7. Ergebnis des Wartens ist eine Enttäuschung mehr.

8. Warten ist wie von einer Hoffnung erfüllt nichts zu tun.

Beim Warten
gerinnen die Worte -
lang holt auch
die Pendeluhr aus:
Was fällt
sinkt in Zeitlupe
zu Boden.

Erst zum Schluß merkst du's:
Nicht du hast gewartet -
dein Fleisch ist mürbe
geworden dabei
und weich deine Knochen
bevor dich verschlingt
der Schlund
ewiger Geduld.



Ildikó Buszlauer Erinnerungen

Gebrochene, magere Gestalt,
gefurchte Hände.
Ins Leere starrende
traurige Augen
und ein Foto.
Aufscheinende Erinnerungen.
*

Ein liebes Gesicht,
ein ermutigendes Lächeln,
eine letzte Berührung,
und der Wagen fährt weiter.
Schmerzhaftes Gebärde,
böhmische, leise Stimme.
*

Traurig schimmernde Tränen
rinnen über die Wangen
und fallen auf
fremden Boden.

Beim VUdAK-Symposium „IDENTITÄT UND SPRACHE – Über Verantwortung und Chancen von Literatur und Literaturvermittlung – Für die Ausbildung des Identitätsbewußtseins Junger Ungarndeutscher. Kritische Standortbestimmung Und Ausblick“ am 10. und 11. Mai in Fünfkirchen las Ildikó Buszlauer, Schülerin des Fünfkirchner Leówey-Gymnasiums (Foto) ihre Texte vor, die wir veröffentlichen.

Haß

Haß gegen dich
Haß gegen mich
Haß statt Liebe
Was soll das?

Fluch über dich
Fluch über mich
Fluch der Liebe
Was soll das?

Terror gegen dich
Terror gegen mich
Terror gegen die Liebe
Was soll das?

Haß dem Haß
Haß dem Fluch
Haß dem Terror
Wie wäre das?

Béla Bayer Stoßgebet



Lass die Erfüllung
der unvollständigen Worte zu,
behüte für unsere Augen
die Wonne des Sehens,
nimm die schallende Pein
der wahnsinnigen Totenglocken
und bewahre die Menschenwärme
meines Glaubens!

Nach Jobs Recht und Gesetz

In meinen Zellen weilt noch
die babylonische Erinnerung.
Mit meinem hässlichen Körper
spielt das Fieber der Geschwüre.
Dennoch soll Gottes Name gesegnet sein!
Auch die lindernde Asche soll gesegnet sein
so wie auf meinen Lumpen die Scherben!
Der Name des Herrn sei gepriesen!
Obwohl Er die Seelen meiner Liebsten nahm,
werde ich meinen Flüchen entsagen.
Ich weiß, Elifas' Verdacht ist grundlos,
auch Zofars Worte finden keine Bestätigung.
Die Erklärungen des guten Bildad ermutigen mich.
Das Leid kann nie Sünden verbergen,
Nebenabsicht dürfte keine Marter schaffen.
Der Name des Herrn sei gepriesen!
Gesegnet sei Seine Großzügigkeit!
Aber ich bitte Ihn, ehe Er mich zu sich ruft,
solle Er meine Sünden
zu Gedichten verdammen.

Wissenschaftliche Mitteilungen Jetzt möchte ich doch hoffen

Die Wissenschaftlichen Mitteilungen* der Gyula-Illyés-Hochschulfakultät der Fünfkirchner Universität erfüllen eine mehrfache Aufgabe. Einerseits bietet vorliegende Ausgabe den Dozenten der Fakultät ein Forum, ihre Studien, das eigene Fachgebiet sowie ihre Forschungsergebnisse den Kollegen (und den sich interessierenden Lesern) vorstellen zu können. Andererseits können solche Veröffentlichungen auch die Aufmerksamkeit der Teilnehmer des wissenschaftlichen Lebens – nicht nur an der eigenen Hochschule – wecken und zum gegenseitigen Informationsaustausch beitragen.

Vorliegender Band ist in drei Teile bzw. Fachgebiete gegliedert. Der erste Teil ist den Disziplinen Soziologie und Geschichte gewidmet, der zweite behandelt Probleme und Fragen der Pädagogik bzw. Psychologie und der dritte liefert Beiträge aus den Bereichen Literatur und Linguistik. Besonders interessant ist in letzterem Bereich hinsichtlich des Sprachgebrauches der Ungarndeutschen die Studie von Dr. Margit Daczi und Ágnes Klein, in der die Autorinnen das Identitätsbewußtsein in der Literatur der Ungarndeutschen analysieren.

Die Sprache als unentbehrliches Element jeder Identität kann als Mittel der Aufbewahrung der Traditionen, jedoch auch als Mittel der Assimilation dienen. Am Sprachgebrauch einer Minderheit ist meistens zu erkennen, inwieweit die Identität ihrer Mitglieder noch lebendig ist. Der erwähnte Beitrag nähert sich der ungarndeutschen Identität durch die Literatur als Medium, woran ja die

Intensität des Sprachgebrauchs am besten zu messen ist. Am Beispiel von Zitaten und Gedichten verschiedener Generationen ungarndeutscher Autoren (Josef Mikonya, Engelbert Rittinger, Claus Klotz, Valeria Koch, Josef Michaelis und Robert Becker) wird die literarische Behandlung des Sprachverlustes (und somit des Identitätsverlustes) dargestellt, wobei zwei Gedichte – „Lieber Onkel Goethe“ von Valeria Koch und „Agonie“ von Josef Michaelis – als Mahnungen analysiert werden.

Obwohl alle ungarndeutschen AutorInnen in ihren Werken die Gefahr des allmählichen Aussterbens der Sprache und somit der alten Traditionen betonen, wäre diese Mahnung an sich sinnlos, wenn zwischen den Zeilen nicht doch die Hoffnung auf die Bewahrung der Identität zu erkennen wäre („jetzt möchte ich doch hoffen“). Wie auch bei einer Krankheit das Diagnostizieren nicht zur Heilung führt, sondern nur den ersten Schritt in einem langen Prozeß darstellt, müssen auch hier die Möglichkeiten des Minderheitendaseins gesucht und gefunden werden. Die „Wortbrocken und Liederscherven“ müssen gewiß zusammengehalten werden, und diese Aufgabe stellt die Schulen, vor allem jedoch den Minderheitenunterricht, vor eine riesige Herausforderung und Verantwortung – lautet die Schlußfolgerung vorliegender Studie.

Karl B. Szabó

***Pécsi Tudományegyetem Illyés Gyula Főiskolai Kar Tudományos közleményei V. Szekszárd, 2002, S. 173**



Werke von János Wagner werden im Ungarischen Kulturinstitut in Stuttgart (Haußmannstr. 22) ausgestellt. Eröffnung am 12. Mai 2003 um 18.00 Uhr durch Eugen Christ, Geschäftsführer der Donauschwäbischen Kulturstiftung des Landes Baden-Württemberg. Zur Ausstellung erscheint ein Katalog.

Signale

„Doppelt verwurzelt“

Bildmeditations-Ausstellung
im Haus der Ungarndeutschen



In der Ausstellung vom 5. Juni – 5. Juli wurde der Gedichtzyklus von Robert Hecker oben genannten Titels vorgestellt, der „zur Erschließung der Minderheitenidentität beitragen“ will. Das stimmungsvolle Titelbild wurde von Katalin Szuda gemalt, die Gedichte von Stefánia B. Horváth, Katalin Bódi und Anikó Orbán-Szállás illustriert bzw. „belebt“.

Das Titelbild stellt symbolisch das Hauptthema der Ausstellung dar. Die zwei ineinander verschlungenen Bäume haben einen dunklen Stamm, die Wurzeln reichen aber in frisches Quellwasser. Die Krone ist herbstlich gefärbt: braun, gelb, orange, die Wiese und der Wald dahinter verbreiten aber doch eine Frühlingsstimmung, wozu die Farben gelb, blau und grün beitragen. Die romantisch-verwilderte Landschaft – die an Caspar David Friedrich erinnert – steht mit dem Hauptmotiv in einer zugleich einsam-melancholischen wie auch auf Neuwachung hoffenden, optimistischen Wechselwirkung.

Die Bilder wurden anhand der Verszyklen systematisch geordnet. Von links nach rechts wurde eine innere Entwicklung dargestellt: Zuerst wird die Einwanderung der Vorfahren aus Hessen dargestellt („Verpflanzung“), ihre Probleme in der neuen Heimat, die noch keine ist („Ballade der Trennung“), dann ihr Streben nach Wohlstand in der neuen Heimat, die

aber alte Werte nicht mehr beachtet. Die Geschichte läßt Nationalitätenkonflikte auflodern: die bisher Nachbarn waren, sind jetzt voneinander getrennt („Mittleuropäische Sklaverei“). Die zwingenden politischen Ereignisse führten zur Tragödie der Vertreibung Ende des erbarmungslosen Krieges. Die Nachkommen suchen den inneren Frieden, einen neuen Weg, eine neue Identitätsform, neue Annäherung an das „Mutterland“. Der letzte Zyklus drückt die Hoffnung aus, daß die neue Generation mit der Last der Geschichte fertig wird und am alten Baum neue Knospen sprießen. Es gibt eine Chance, die weitere, innere Heimat zu finden, in erster Linie im Glauben. Diese Gedanken werden in mehreren „Glaubensbekenntnissen“ formuliert.

Wie dem Gästebuch zu entnehmen ist, berührte die Ausstellung Erinnerungen und Fragen, was Identität und Heimat im Spiegel der nicht so nahen politischen Vergangenheit bedeuten. Eine Besucherin erinnerte sich an die Szene, als sie als kleines Kind plötzlich nicht mehr in ihr Zimmer durfte...

„Jedes Volk hat seine Trauermauer“, ermahnt uns eine der Illustratorinnen. Wir müssen sie manchmal aufsuchen, damit wir unsere Identität neu definieren und das, was unseren Wurzeln Kraft und Quelle für die Zukunft bedeutet. Orsolya Lénárt



Ein leuchtendes Beispiel zeitgenössischer Kunst

Dr. Christian O. Steger (Foto), Vorsitzender der Deutsch-Ungarischen Gesellschaft in der Bundesrepublik Deutschland – Sitz Stuttgart, sprach das Grußwort zur Eröffnung der Ausstellung von Josef Bartl im Donauschwäbischen Zentralmuseum Ulm am 18. April 2002, das wir hier veröffentlichen.

Das Donauschwäbische Zentralmuseum präsentiert heute und in den kommenden Wochen ein leuchtendes Beispiel zeitgenössischer Kunst in Ungarn, das Werk des ungarndeutschen Malers Josef Bartl aus Budapest.

Ihren besonderen Rahmen erhält diese Ausstellung durch das 50-jährige Jubiläum des Landes Baden-Württemberg, das wir im Jahr 2002 feiern. Ungarn ist einer der vier besonderen Partner dieses Jubiläums. Deswegen hat Herr Direktor Glass, dem ich jetzt schon zu der gelungenen Präsentation gratuliere, recht daran getan, diese Ausstellung jetzt zu zeigen.

Josef Bartl wird in diesem Jahr siebzig und blickt auf ein erfülltes Künstlerleben. Er erfreut sich erst seit der Wende offizieller Ehrungen. Kein Wunder, denn er hat sich nie von Politikern und Ideologen instrumentalisiert lassen. Als er vor der Wende in Ungarn in einem Interview gefragt wurde, welches die Aufgabe des Malers sei, antwortete er nicht umsonst sehr prompt: „Die Aufgabe des Malers ist zu malen.“ Das ist kurz und bündig sein beeindruckendes Credo. Recht hat er. Andere sind heute berufen, mehr zu dem Maler und dem Menschen Josef Bartl zu sagen.

Vielen ist es zu danken, dass die vielfältigen künstlerischen Leistungen von Josef Bartl nicht nur in dieser Ausstellung gewürdigt werden können: Zunächst einmal ist dem Donauschwäbischen Zentralmuseum und seinem Leiter Herrn Direktor Glass zu danken, der die Idee dieser umfassenden Ausstellung für Ulm aufgegriffen hat, nachdem die Deutsch-Ungarische Gesellschaft und das Kulturinstitut der Republik Ungarn in Stuttgart nur Auszüge zeigen konnten.

Daneben hat unsere Gesellschaft begleitend zur Ausstellung ein Buch über das Gesamtwerk von Josef Bartl herausgebracht, das wiederum einer Gemeinschaftsleistung zu danken ist. Die Landesselbstverwaltung der Ungarndeutschen in Budapest und der Verband Ungarndeutscher Autoren und Künstler (VUdAK) haben für die Texte und für die Fotowiedergaben gesorgt. Vor allem die Donauschwäbische Kulturstiftung des Landes Baden-Württemberg, für deren



Vorstand ich ebenfalls spreche, die Stiftung Würth und die Stiftung Landesbank Baden-Württemberg wollten durch die finanzielle Förderung des Buches ein Zeichen setzen (Signale 2001). Viele wären noch zu nennen, doch dies würde den Rahmen meines Grußworts sprengen.

Ich habe anfangs vom festlichen Rahmen dieser Ausstellung im Zusammenhang mit dem Landesjubiläum gesprochen. Die Kultur Ungarns am Schnittpunkt west-östlicher und nord-südlicher Einflüsse wird durch diese Ausstellung als ein leuchtender Farbpunkt auf der Palette der europäischen Kultur der Gegenwart erscheinen. Dieses euro-

päische Umfeld sollte man sich auch immer bei Maßnahmen vor Augen halten, die eigentlich sozusagen ohne die Politik einem ganz anderen Ziel dienen: Heute zum Beispiel der Kunst und ihrer gegenseitigen Befruchtung. Doch auch diese Ausstellung hat, wie die Kunst, allemal ihr Umfeld in den baden-württembergischen und deutsch-ungarischen Beziehungen.

Das deutsch-ungarische Verhältnis hat seit der Wende kontinuierlich an Tiefe gewonnen und ist derzeit völlig problemfrei. In einer Reihe von Bereichen ist es dem Verhältnis zu den EU-Partnern vergleichbar. Was die Städte und Gemeinden Baden-Württembergs angeht, gilt das erst recht.

Gegen Ende des letzten Krieges und danach kamen insgesamt etwa 400.000 Donauschwaben, darunter viele Ungarndeutsche nach ihrer Vertreibung oder auf der Flucht zurück in das Land ihrer Vorfahren, nach Baden-Württemberg. Vor dem Hintergrund einer „engen stammesmäßigen Verbundenheit“ hat Baden-Württemberg bereits im Jahre 1954 auf einstimmigen Beschluß der seinerzeitigen Allparteienregierung die

Patenschaft über die Volksgruppe der Donauschwaben und damit auch über die Ungarndeutschen übernommen. Viele kommunale „Patenschaften“, so der Stadt Gerlingen (1969) über die Landsmannschaft der Ungarndeutschen und der Stadt Backnang (1971) über alle Ungarndeutschen, kamen im Laufe der Zeit zustande. Das ist ein fester Pfeiler der Beziehungen.

Zum zweiten ist und bleibt es eine Tatsache, dass Ungarn 1989 ein weiteres Stück europäische Geschichte geschrieben hat. Durch die dramatischen Ereignisse des Jahres 1989 haben die bilateralen Beziehungen Ungarn – Deutschland eine ganz besondere Intensivierung erfahren. Ungarn hat mit der Grenzöffnung entscheidend zur Überwindung der Teilung Deutschlands und Europas insgesamt beigetragen und die Basis geschaffen für das Zusammenwirken von West- und Osteuropa in einer großen Europäischen Union.

Auf diesen Grundlagen besteht zwischen Baden-Württemberg und Ungarn eine intensive und zukunftsweisende Zusammenarbeit. Auf staatlicher, kommunaler und privater Ebene, in Wissenschaft und Kunst, findet ein sehr reger Austausch statt. Dies spiegelt sich nicht nur in zahlreichen Treffen auf hoher politischer Ebene wider, sondern eben auch ganz besonders in vielfältigen Begegnungen zwischen den Menschen beider Länder.

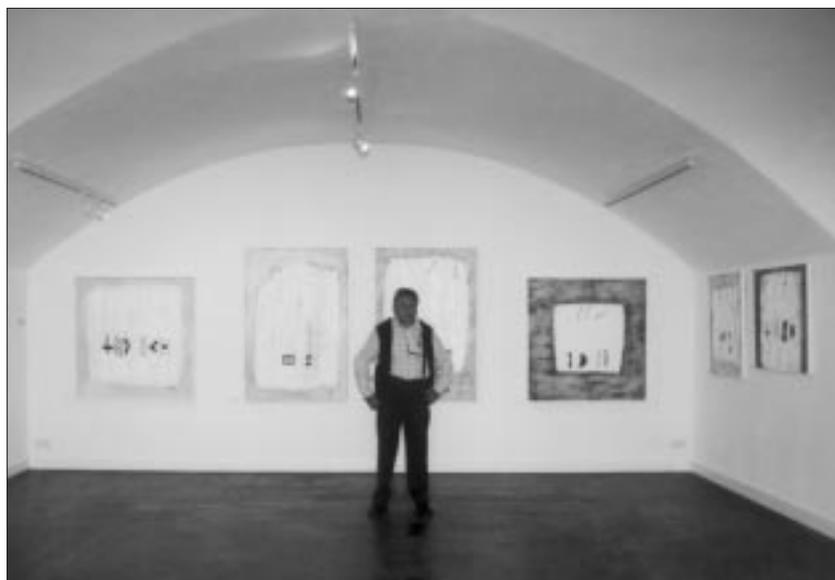
Schließlich feiern wir auch gemeinsam und als ob es selbstverständlich sei, unsere Jubiläen: Hunderte von Veranstaltungen haben die baden-württembergischen Städte und Gemeinden aus Anlass des ungarischen Millenniums in Deutschland ausgerichtet. Nirgendwo auf der Welt gab es diese Größenordnung wie beim „Magyar Millennium in Baden-Württemberg“. Umgekehrt stellen wir fest, dass sich eine wachsende Welle von Veranstaltungen durch die ungarischen Städte und Gemeinden aufbaut, aus Anlass des Landesjubiläums Baden-Württemberg, der Fusion der alten Länder Baden und Württemberg vor 50 Jahren.

Einen besonderen Stellenwert hat aber der Austausch im Bereich von Bildung und Ausbildung, Kultur und Kunst. Das ist unser heutiger Anlass. Nicht umsonst hat der große Europäer Jean Monnet einmal gesagt, dass er, wenn er nochmals Europa zimmern müßte, nicht bei der Wirtschaft, sondern bei der Kultur beginnen würde.

Zeichnungen von Josef Bartl werden vom 6. Feber – 9. Mai 2003 im Haus der Heimat in Stuttgart (Schloßstr. 92) ausgestellt. Zur Ausstellung erscheint auch ein Katalog mit frühen Zeichnungen des Malers.



Josef Bartl (rechts) im Gespräch mit Museumsdirektor Christian Glass (links) und dem in München und Budapest lebenden Künstler Ingo Glass



Tibor M. Nádler – Bildzeichen



Als ich von Tibor erfuhr, daß der Titel der Ausstellung Rajzolatok – Bildzeichen sein wird, wurde mir gleich klar, daß es schwierig sein wird, den Titel entsprechend zu übersetzen. Gleichzeitig wurde mir bewußt, daß es wichtig sein würde, den richtigen deutschen Ausdruck zu finden. Denn das Wort Rajzolatok charakterisiert mit besonderer Genauigkeit den 2001 – 2002 entstandenen Bilderzyklus von Tibor Nádler.

Bei den Bildzeichen sind die Linie und die Kontur selbst ausschlaggebend, sie verleihen den Bildern besonderen Schwung und Dynamik. Die Farben, die Hintergründe – wenn man sie so nennen will – werden durch die Zeichnungen betont, ergänzen diese zu einer vollkommenen Ganzheit und schaffen dadurch eine harmonische Bild-einheit.

Die reduzierten, vereinfachten, repetitiven Formen, die in Nádlers Bildern immer wiederkehren, verleihen dem in der Ausstellung gezeigten Ensemble einen besonderen Rhythmus. Vor den Gemälde-Zeichnungen verweilend, spüren wir die aus den Bildern strahlende Rhythmik, deren Wirkung durch das Nebeneinander der Bilder verstärkt wird.

Die von Tibor Nádler geschaffenen Formen, die mal an die in Paul Klees Spätphase entstandenen Kopfstudien, mal an rätselhafte chinesische Schriftzeichen erinnern, ziehen den Betrachter vor allem durch die schon erwähnte Dynamik an.

Denjenigen andererseits, die Tibor Nádlers frühere Arbeiten kennen, welche durch Naturelemente wie z. B. Schilf oder in die Bilder applizierte Fischnetze ihre Plastizität erreichten, kommen die reduzierten Zeichen bekannt vor. Die im Frühwerk noch in einer plastischen, kraftvolleren und organischen Form anwesenden Verflechtungen und Beziehungen kommen hier wieder vor. Diese Anwesenheit ist hier zurückgenommener, vereinfachter, gereinigter. Die Einfachheit und

Bei seinem Besuch im Haus der Ungarndeutschen in Budapest am 29. November konnte der deutsche Bundespräsident Johannes Rau auch die Ausstellung des Künstlers Tibor M. Nádler „Bildzeichen/Rajzolatok“ bewundern. Nádler, der vier Jahre zuvor gestorben ist, stammte aus einer deutschen Künstlerfamilie, hat mit dem Textil-Studiengang der Hochschule für Kunstgewerbe begonnen und dann auf die Kunstakademie, Bereich Malerei, gewechselt. Seit 1968 beschäftigte er sich neben Malerei mit angewandter Grafik und Raumplastik. Neben seinen zahlreichen Einzelausstellungen ist besonders zu erwähnen, daß er 1994 den Hauptpreis der II. Budapester Internationalen Ausstellung für Zeitgenössische Kunst erhielt. Als VUdAK-Mitglied beteiligte er sich an der VUdAK-Gruppenausstellung im April dieses Jahres im Haus der Ungarndeutschen. Die Ausstellung „Bildzeichen/Rajzolatok“ von Tibor M. Nádler zeigte einen Zyklus von Bildern, die in den Jahren 2001 bis 2002 entstanden sind. Bei der feierlichen Eröffnung am 25. September sprach Edina Nagy (Foto oben links), studierte Kunsthistorikerin, die Eröffnungsworte zur Ausstellung, die wir hier veröffentlichen

Reinheit der Formensprache der Bildzeichen vertritt die Bedeutung der ineinander verflochtenen Formen mit genauso viel Dynamik wie die früheren, organischen Bilder.

Die Werke von Nádler sind durch eine Unregelmäßigkeit, durch das Fehlen von geometrischer Ordnung und das Fehlen eines erkennbaren, wiedererkennbaren Musters gekennzeichnet. Die Sicherheit des Erkennens wird durch eine Unruhe ausgelöscht, durch das Pulsieren der Materie, durch die Spannung zwischen Gegebenem und Gemachtem, zwischen Fülle und Leere.

Nádlers Linien-Bildzeichen schaffen mehrere Dialoge zugleich – die führen einen Dialog mit sich selbst, mit der Oberfläche, mit der Farbe und selbstverständlich auch mit dem Betrachter, indem sie diesen in den Dialog mit einbeziehen.

Dadurch, daß die einzelnen Bilder keine Titel haben, wird bei einigen die Verflechtung der Linien, bei anderen dagegen gerade die Abgrenzung, der Kontrast bestimmend. Dadurch wird dem Betrachter die Orientierung auf der Bildfläche erleichtert.

Der Betrachter unternimmt dennoch automatisch den Versuch der Identifizierung – was sehe ich? Einen

abstrakten Körper? Im Falle der Porträts stellt sich diese Frage natürlich nicht. Aber sehen wir ein Haus, eine Windmühle, eine Wiese in den schwer identifizierbaren Bildern? Die Vorstellungskraft des Betrachters ist der einzige Halt, da die Bildzeichen jede Möglichkeit offen lassen. Dadurch aktivieren sie den Betrachter und beziehen ihn ein in den Dialog und das Spiel mit dem Bild.

Die kraftvollen Linien schwächen nicht das Sensible der Farbe, sondern betonen es. Diese Wirkung wird verstärkt durch das Zusammenspiel zwischen Oberfläche und Linie. Zugleich nehmen die warmen, gedämpften Farben, das Sennegelb und die Rotgold-Töne etwas von der Strenge der Linie zurück und hinterfragen deren Dominanz. Auf den schwarz-weißen Bildflächen lockern die kleinen bunten Farbflecken die Oberfläche auf, durchbrechen die strenge Spannung, dynamisieren die Composition.

Der 2001 – 2002 entstandene Zyklus vermittelt Kontinuität und Dauerhaftigkeit. Der Besucher entdeckt mit Freude die auch in ihrer Unbekanntheit bekannt scheinenden Formen, überläßt sich dem ungebrochenen Rhythmus, der sich immer verändernden, mal durch die Farbe,

Tibor NÁDLER 1943 – 2002

- 1943 in Plintenburg geboren, 2002 in Budapest gestorben
- 1963 Hochschule für Kunstgewerbe, Studiengang Textil
- 1964 – 68 Kunstakademie, Bereich Malerei
- Seit 1968 beschäftigte er sich neben Malerei mit angewandter Grafik und Raumplastik.
- 1994 Hauptpreis der II. Budapester Internationalen Ausstellung Zeitgenössischer Kunst.
- Er beteiligte sich regelmäßig an Gruppenausstellungen.
- Einzelausstellungen:
- 1968 Műszaki Egyetem, Budapest
- 1979 Studio Galéria, Budapest
- 1981 Fészek Galéria, Budapest
- 1984 Építészeti Szövetség, Budapest
- 1987 „Talpalazat nélkül“ (Ohne Sockel), Békásmegyer
- 1989 Petőfi Művelődési Ház, Győr
- 1990 Dorottya utcai Galéria, Budapest
- 1993 Grenoble, Frankreich
- 1994 Vígadó Galéria, Budapest
- 1996 Körmendi Galéria, Budapest
- 1997 Móri Kastély, Mór
- 1998 Kaposfüredi Galéria, Kaposvár
- 2002 Haus der Ungarndeutschen, Budapest

mal durch die strenge Linienführung zur Geltung kommenden Bild-Dynamik.

Statt sich in der Sicherheit des Wiedererkennens zu wiegen, kann der Betrachter mit Genugtuung feststellen, daß die Unbekanntheit und der Gestenreichtum der sogenannten gegenstandslosen, nonfigurativen Malerei Entschädigung bietet.

Die geometrische Struktur verbunden mit der Sinnlichkeit der Farbe macht sowohl das vertiefte als auch das auf die Farbe, aufs Pulsieren, auf den Rhythmus konzentrierte Betrachten zum Genuß.

Warten



Werke von 17 VUdAK-Mitgliedern waren bei der Gemeinschaftsausstellung der Künstlersektion des Verbandes Ungarndeutscher Autoren und Künstler vom 10. April – 2. Mai im Haus der Ungarndeutschen in Budapest zu sehen. Die Eröffnungsworte sprach der deutsche Botschafter Wilfried Gruber.

(Fortsetzung von Seite 1)

Ungarndeutschen in Budapest, ein gut gelungenes Symposium über die Literaturvermittlung im Mai in Fünfkirchen, organisiert von Dr. Horst Lambrecht (die Referate können hoffentlich in einem Tagungsband erscheinen), und eben das erwähnte Seminar im September in Wieselburg-Ungarisch-Altenburg, unter Beteiligung unserer neuen Partnerorganisation, Freier Deutscher Autorenverband.

Die Autoren und Künstler hatten die Möglichkeit, in Wieselburg-Ungarisch-Altenburg mit zwei Lesungen – im zweisprachigen Kossuth-Gymnasium und bei einem Treffen mit dem Verein der Wieselburger Deutschstämmigen in der Aula der Deutschen Nationalitäten-Grundschule Móra Ferenc, wo die Künstler eine Gemeinschaftsausstellung aufgebaut hatten, die wochenlang in der Schule blieb – vor die Öffentlichkeit zu treten.

Johann Schuth



Gut besucht war die Lesung ungarndeutscher Autoren beim Symposium „Identität und Sprache. Über Verantwortung und Chancen von Literatur und Literaturvermittlung für die Ausbildung des Identitätsbewusstseins junger Ungarndeutscher. Kritische Standortbestimmung und Ausblick“ am 10. und 11. Mai 2002 in Fünfkirchen.

Steuer

Der Vorstand des Verbandes Ungarndeutscher Autoren und Künstler bedankt sich bei all jenen, die mit 1 Prozent ihrer Einkommensteuer den VUdAK unterstützt haben. Den Betrag – 40.244 Forint – haben wir für das Werkstattgespräch 2002 in Wieselburg-Ungarisch-Altenburg verwendet. Wenn Sie 1 Prozent Ihrer Einkommensteuer auch 2003 dem VUdAK zukommen lassen wollen, hier unsere Steuernummer: 19656324-2-42. Herzlichen Dank im voraus!

Zauberhut

Als ungarndeutschen Bestseller kann man das Kinderbuch von Josef Michaelis „Zauberhut“ bezeichnen. Zwei Auflagen sind bereits restlos vergriffen. Immer wieder wird danach gefragt. Erinnerungswürdig ist sein Erfolg bei der Leipziger Buchmesse 1999. Die Landesselbstverwaltung der Ungarndeutschen gab eine 3. Auflage heraus. Zauberhut von Josef Michaelis ist in der Geschäftsstelle der LdU, Budapest, Júlia Str. 9 H-1026, erhältlich. Preis: 600 Ft. Preis ins Ausland bitte anfragen!



„Begegnungspunkte“ ist die Ausstellung von Ákos Matzon betitelt, die am 28. Oktober vom Kulturreferenten der deutschen Botschaft Jakob von Wagner und dem Architekten József Finta eröffnet wurde. Die Ausstellung ist bis 12. Jänner 2003 täglich außer montags von 10 -16 Uhr im Kleinzeller-Museum (Budapest III., Kiscelli utca 108) zu besichtigen.

Publikationen des Verbandes Ungarndeutscher Autoren und Künstler

Josef Michaelis: Sturmvolle Zeiten	500 Ft
Valeria Koch: Wandlung	200 Ft
Stefan Raile: Dachräume	350 Ft
Robert Becker: Faltertanz	350 Ft
Valeria Koch: Stiefkind der Sprache	500 Ft
Engelbert Rittinger: Verschiedene Verhältnisse	960 Ft
VUdAK Künstlersektion – Katalog	500 Ft
Robert König: Dort drunt an der Donau. Grafikmappe 1	8.000 Ft
Misch Ádám. Ein Künstlerportrait	2480 Ft

Bestellungen erbeten an:
Redaktion Neue Zeitung, Budapest, Pf. 224 H-1391,
Tel.: +36 1/302 67 84, Fax: +36 1 269 10 83
E-Mail: neueztg@mail.elender.hu
Preise ins Ausland bitte anfragen!

Signale

Neue-Zeitung-Beilage für Literatur und Kunst
Redaktion: **Johann Schuth**
Anschrift: Budapest, Pf. 224, H-1391
Tel.: +36 1 302 68 77, Fax: +36 1 354 06 93
E-Mail: neueztg@mail.elender.hu
Verantwortlich für die Herausgabe
die Generaldirektorin von
Magyar Hivatalos Közlönykiadó GmbH
Satz: Neue-Zeitung-Stiftung
Druckvorlage: COMP-Press Kft.
Druck: Magyar Hivatalos Közlönykiadó
Lajosmizsei Nyomda 02-2265
Verantwortlicher Leiter:
Norbert Burján

*

Die Herausgabe wurde von der Gemeinnützigen Stiftung für die Ungarländischen Nationalen und Ethnischen Minderheiten gefördert.